



100 Jahre Synagoge Wittlich



# Jahresbericht 2009/2010

*Emil-Frank-Institut*  
an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier



# Jahresbericht 2009/2010

*Emil-Frank-Institut*

an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier

# Impressum:

Herausgeber: Professor Dr. Reinhold Bohlen,  
Redaktion: René Richtscheid  
Gestaltung: Eugen Reiter  
Druck: Druck- und Medienservice  
F.-J. Weyand, Butzweiler

## Fotonachweis:

Archiv Emil-Frank-Institut:	Seite Titel, 3, 7, 8, 10, 11, 24, 44, 45, 51, 52, 53, 54, Rückseite
3L Group GmbH:	Seite 47
Archiv Cusanus Gymnasium:	Seite 34
Archiv Paulinus Verlag:	Seite 50
Barzen, Peter:	Seite 28, 29
Baumann, Stephani:	Seite 13
Elstner, Hadwin:	Seite 16
Familienarchiv Mehs:	Seite Titel
Grobe, Hanns-Wilhelm:	Seite Titel
Landeshauptarchiv Koblenz:	Seite 17, 19
Neue Visionen Filverleih GmbH:	Seite 46
Reiter, Eugen:	Seite 5, 6, 8
Stadtarchiv Bonn:	Seite 32
Stadtarchiv Dülmen:	Seite 31, 33, 38, 39
Stadtbibliothek Trier:	Seite 17
Wissenschaftlicher Verlag Trier:	Seite 22

## Fotos der Titelseite:

- Collage Wittlicher Synagoge um 1910 (unten) und heute
- Festakt zum 100-jährigen Jubiläum der Synagoge Wittlich

## Foto Rückseite:

- Eingang des Institutsgebäudes



Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Freunde und Förderer unseres Instituts,

zwei aufregende und inhaltsreiche Jahre liegen hinter uns, galt es doch, zweier herausragender Jubiläen zu gedenken: „700 Jahre Juden in Wittlich“ (1309–2009) und „100 Jahre Synagoge Wittlich“ (1910–2010). Wir empfinden es als selbstverständlich, dass sich das Emil-Frank-Institut die Feiern dieser Jahrestage als Herzensanliegen zu Eigen gemacht hat. Dieser Jahresbericht, den Sie in Händen halten, lässt noch einmal die zahlreichen Unternehmungen, die wir aus diesem Anlass initiiert, veranstaltet und verantwortet haben, Revue passieren.



Damit hat sich das Institut seiner satzungsgemäßen Aufgabe gewidmet, „im Wissen um Wesen und Geschichte des Judentums die Begegnung von Juden und Nichtjuden zu fördern. Dies soll insbesondere geschehen ... durch die Aufarbeitung und Dokumentation der Geschichte der (ehemaligen) jüdischen Gemeinden in der Stadt Wittlich und im Regierungsbezirk Trier.“

Wir freuen uns, dass die Veranstaltungen eine so große Resonanz in allen Altersstufen gefunden und auch in der Öffentlichkeit sowie in den Medien ein überaus positives Echo hervorgerufen haben.

Das Jubiläumsjahr 2010 sah auch den Start unserer neuen Veröffentlichungsreihe „Machbarot: Hefte des Emil-Frank-Instituts“. Die in zwangloser Folge erscheinenden Hefte sollen künftig eine zeitnahe Veröffentlichung von Forschungsergebnissen zu einzelnen Aspekten jüdischen Lebens in einem handlichen Format zu einem erschwinglichen Preis ermöglichen.

Ihnen allen, die Sie uns ideell und finanziell unterstützen, sage ich aufrichtig Dank – mit der Bitte, uns auch weiterhin gewogen zu bleiben.

Herzlich  
Ihr

A handwritten signature in black ink that reads "Reinhold Bohlen".

Prof. Dr. Reinhold Bohlen  
Direktor des Emil-Frank-Instituts



# Inhalt

Regional	5
100 Jahre Synagoge Wittlich	5
Ringen um Identität in Deutschland, Grußwort Dr. Peter Waldmann	9
Geschichte nicht in Vergessenheit geraten lassen, Grußwort Benz Botmann	11
„Wittlich war für mich der Himmel“ – Festakt zum Jubiläum	13
Wir blicken nach vorne, Grußwort Dr. Charlotte Knobloch	14
700 Jahre Juden in Wittlich	16
Ausstellungen zur regionalen jüdischen Geschichte	20
Die Bibliothek des Emil-Frank-Instituts	23
Neuerscheinungen	25
Das Haus der Psalmen in Ediger an der Mosel	27
David Dublon – zum Gedenken an einen jüdischen Lehrer und Kantor aus Wittlich	31
Dialog	44
Christliche Identität – auf Kosten des Judentums?	44
Judentum	45
Der jüdische Gottesdienst zu Sabbatbeginn	45
Jüdisches Leben im zeitgenössischen Film	46
Israel	48
Kein Frieden im Nahen Osten? Der Nahostkonflikt: Ursachen, Geschichte, Akteure	48
Erinnerungen an Schalom Ben-Chorin	49
Begegnungen mit jüdischen Gruppen	51
Anhang	53
Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts	53
Aus unserem Archiv	54
Der Förderkreis	55



# 100 Jahre Synagoge Wittlich

Ausstellung, Vortragsreihe  
und vieles mehr  
Von René Richtscheid

Mehr als 3000 Interessierte haben von Januar bis November 2010 die vom Emil-Frank-Institut mit finanzieller Unterstützung der Stiftung Stadt Wittlich präsentierte Ausstellung zum hundertjährigen Bestehen der ehemaligen Synagoge besucht. Neben Einzelbesuchern, für die kostenlose Audioguides mit Tonspuren für drei verschiedene Altersstufen zur Verfügung standen, und zahlreichen Schulklassen, für die eigens pädagogische Materialien entwickelt wurden, zeigten sich auch jüdische Vertreter sowie mit der Aufarbeitung der Vergangenheit befasste Gruppen und Institutionen vom Konzept der Ausstellung angetan.

Die neue, in einem modernen Stil errichtete Synagoge wurde am 25. November 1910 eingeweiht, in einer demographischen und für große Teile der Gemeinde auch wirtschaftlichen Hochphase jüdischen Lebens in der Stadt. Durch das Anwachsen der Gemeinde war das 1831 erworbene und zur Synagoge umfunktionierte ehemalige Kapellenschiff des Hospitals Sankt Wendelin an die Grenze seines Fassungsvermögens gestoßen und man entschloss sich zu einem größeren repräsentativen Neubau. Nach einer intensiven Planungsphase und nicht ohne interne Auseinandersetzungen konnten 1909 die Bauarbeiten unter Leitung des Kreisbaumeisters Johannes Vienken beginnen. Zur feierlichen



*Zahlreiche Besucher fanden den Weg zu der Wittlicher Synagoge und der Ausstellung.*



Einweihung war die gesamte Wittlicher Bürgerschaft eingeladen. Insbesondere Dechant Stein unterstrich in seiner Rede das offenkundig einvernehmliche Zusammenleben zwischen christlichen und jüdischen Bürgern. Dieses endete jedoch spätestens mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten. Auch die Synagoge entging am 10. November 1938 nicht der Schändung. SA-Leute zerstörten die Inneneinrichtung, zur Brandstiftung kam es glücklicherweise nicht. Jedoch wurde das Gebäude damit seiner ursprünglichen Bestimmung als Gotteshaus entzogen, der es nur 28 Jahre lang dienen konnte. Während des Krieges nämlich wurde die ehemalige Synagoge als Lager für französische Kriegsgefangene genutzt, woran heute noch der Stacheldraht erinnert, der in das Radfenster an der Südseite des Westwerks eingefasst ist. Da es seit der NS-Zeit keine Synagogengemeinde in Wittlich mehr gibt, ging das Gebäude in den Besitz der Jüdischen Kultusgemeinde Trier über. Um den allmählichen und inzwischen Besorgnis erregenden Verfall des Gebäudes zu stoppen, wurde es von der Stadt Wittlich erworben, renoviert und 1977 als Kultur-, Tagungs- und Gedenkstätte eingerichtet. Der Toraschrein wurde nach draußen verbracht und in dem angrenzenden Haus im Jahre 1990 – aufbauend auf Vorarbeiten des „Arbeitskreises „Jüdische Gemeinde Wittlich““ – die Dauerausstellung „Jüdisches Leben in Wittlich“ eingerichtet.

Diese wechselvolle Geschichte – bereichert um religiös-liturgische und architektonische Aspekte – präsentierte die multimedial gestützte, wissenschaftlich verantwortete und pädagogisch aufbereitete Ausstellung. Die Vernissage fand am 27. Januar im Beisein von Dr. Peter Waldmann, dem Vorsitzenden des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Rheinland-Pfalz, und Benz Botmann (Vorsitzender der Jüdischen Kultusgemeinde Trier) statt.

Eine Vortragsreihe vertiefte während der Dauer der



*Führung durch die Ausstellung.*

Ausstellung einzelne Themen zur (Vor-) Geschichte, Architektur und liturgischen Bedeutung des Gebäudes sowie seines Architekten, Johannes Vienken. Sie startete am 23. März mit einem Vortrag von René Richtscheid zur „Einordnung der Wittlicher Synagoge in den Synagogenbau in Deutschland“. Dabei wurden die historischen, kunstgeschichtlichen und die religiösen Voraussetzungen für den Synagogenbau im Allgemeinen angesprochen und mit der tatsächlichen Umsetzung in der Wittlicher Synagoge verglichen.

Über „Kreisbaumeister Johannes Vienken, Architekt der neuen Wittlicher Synagoge“ referierte am 4. Mai Prof. Dr. Jörg Vienken, ein Enkel des ehemaligen Kreisbaumeisters. Er stellte Leben und Werk des jahrzehntelang in Wittlich tätigen Architekten vor und würdigte seine Leistungen, insbesondere bei Planung und Bau der Synagoge vor 100 Jahren.

Die Veranstaltungsreihe wurde fortgesetzt am 1. Juni mit einem Beitrag von Frau Maria Wein-Mehs über: „Die Synagogen in Wittlich: Form und ihre Deutung.“

Von der Judenschule zum Neuen Tempel“. Die Referentin erläuterte sowohl die Architektur der alten als auch der neuen Wittlicher Synagoge und arbeitete die Unterschiede und Gemeinsamkeiten heraus, auch vor dem Hintergrund sich wandelnder religiöser Gewohnheiten der Zeit.

Am 14. September sprach Dr. Marianne Bühler über „Die Synagoge im Leben Wittlichs und der Jüdischen Gemeinde“. Sie stellte dabei die Synagoge als Brennpunkt jüdischen Lebens in Wittlich von ihrer Einweihung 1910 bis zur Schändung während des Novemberpogroms 1938 dar. Zudem widmete sie sich der Bedeutung des jüdischen Gotteshauses für die nichtjüdischen Wittlicher, was im Anschluss eine lebhaft Diskussion über die Beziehungen zwi-

schen jüdischen und christlichen Wittlichern anregte. Am 26. Oktober beschloss Prof. Dr. Reinhold Bohlen die Reihe mit einem Vortrag unter dem Titel „Von der Schändung bis zur Wiedereröffnung. Die Synagoge seit 1938“. Im Mittelpunkt der Ausführungen standen die Rekonstruktion der Ereignisse am 9./10. November 1938 sowie bisher unbekannt Überlegungen zur Nutzung der Synagoge nach 1945. Dazu konnte der Referent erstmals Erkenntnisse der Einsicht in Originaldokumente des Archivs der Jüdischen Kultusgemeinde Trier präsentieren. Die Beiträge wurden zur Abschlussfeier der Ausstellung am 25. November 2010, dem hundertsten Jubiläumstag der Synagogeneinweihung, in gedruckter Form zusammen mit einer Doku-



*Die Autoren mit Bürgermeister Rodenkirch bei der Präsentation der Festschrift.*







*Die Videos mit Interviews von Zeitzeugen fanden hohes Interesse bei den Besuchern.*

mentation der Ausstellung und einer Auswahlbibliographie in einer Festschrift präsentiert (siehe jeweils eigener Bericht).

Darüber hinaus wurden ausgewählte Schülerarbeiten des Kunstwettbewerbs „Perspektiven“ ausgestellt. Der Wettbewerb richtete sich an die Kunstkurse der Oberstufen der umliegenden Schulen. Die prämierten Arbeiten waren in der Ausstellung in der Kultur- und Tagungsstätte Synagoge zu sehen. Weitere ausgewählte Arbeiten von Schülern der Gymnasien aus Bernkastel-Kues und Wittlich wurden vom 13. April bis 8. Mai 2010 in einer Zusatzausstellung in den Räumen der Stadtbücherei Wittlich und der Bibliothek des Emil-Frank-Instituts präsentiert.



*Collage aus Arbeiten des Kunstwettbewerbs „Perspektiven“.*

# Ringen um Identität in Deutschland

## Grußwort von Dr. Peter Waldmann zur Ausstellungseröffnung

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Rodenkirch, sehr geehrter Herr Professor Bohlen, lieber Herr Bottmann, sehr geehrte Damen und Herren, ich freue mich sehr, hier für den Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Rheinland-Pfalz zum Jubiläum der schönen Synagoge in Wittlich ein Grußwort zu sprechen. Wie ich der Einladung entnommen habe, schließt sich den Feierlichkeiten eine Vortragsreihe an, bei der es um die Synagoge selbst gehen soll. Die Zeugnisse des deutschen Judentums des 19. und 20. Jahrhunderts haben mich stets besonders fasziniert, denn diese Zeugnisse spiegeln wider, wie sehr das Judentum in Deutschland um Identität gerungen hat.

So sind die Friedhöfe, wenn man sie zu lesen versteht, ein Zeugnis eines Prozesses, den wir heutigen als die Tragödie der Assimilation bezeichnen. Wir sehen auf den Friedhöfen des 19. Jahrhunderts, dass die alte Gräbersymbolik immer mehr durch neue Formen von Grabsteinen verdrängt wird. Im späten 19. Jahrhundert klagten die Rabbinen, dass die modernen Judenfriedhöfe einem wirren Steinbaukasten mit durchschreienden Farben glichen. Was die Rabbiner so störte, ist, dass die Einheitlichkeit der alten Friedhöfe aufgegeben wird. Stattdessen ähneln sie mit ihren Individualisierungstendenzen immer mehr den christlichen Vorbildern. Ebenso wurden die hebräischen durch deutsche Inschriften ersetzt. Auch im Tode

glaubten die Juden, sich als patriotische Deutsche zeigen zu müssen.

Von dem Ringen um Identität kündet auch die Diskussion um den angemessenen Baustil der Synagogen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mitten in der Epoche des Historismus, wurde der maurische Stil favorisiert. Man suchte für das Volk des Buches eine eigene Architektursprache und glaubte sie in der Alhambra in Spanien gefunden zu haben. Die Gleichung hieß, eine orientalische Architektur für ein Volk aus dem Orient.

Gegen eine solche Gleichung, die als diskriminierend empfunden wurde, wendete sich eine neue Generation von Architekten, die von Edwin Oppler aus Hannover angeführt wurde. Das Argument Opplers war, dass ein deutscher Jude im deutschen Staat im deutschen Stil, so seine Formulierung, bauen solle. Der deutsche Stil, den Oppler mit allem Patriotismus forderte, sollte die Romanik sein, die noch die Wittlicher Synagoge, wenn auch entfernt, prägt.

Heute wirken solche Diskussionen fast tragisch-komisch, denn all die Hoffnungen der Assimilation sind spätestens in Auschwitz verbrannt. Die Liebe der deutschen Juden zu ihrer Heimat, so schreibt der größte Kabbalaforscher Scholem, war einseitig:

„Die Liebesaffäre der Juden mit den Deutschen blieb, aufs Große gesehen, einseitig, unerwidert und weckte im besten Fall etwas wie Rührung (wie z. B. bei Theodor Fontane, um nur ein sehr berühmtes, wenn auch keineswegs eindeutiges Beispiel zu nennen) oder Dankbarkeit. Dankbarkeit haben die Juden nicht selten gefunden, die Liebe, die sie gesucht haben, so gut wie nie.“

Wie stark und scheinbar durch nichts zu erschüttern diese Liebe war, wird an den Wittlicher Juden Arthur Feiner oder Emil Frank deutlich, die trotz Enteignung und Erniedrigung und den Qualen des Exils





*Dr. Peter Waldmann richtet sein Grußwort an die Festversammlung zur Eröffnung des Jubiläumsjahrs in der Wittlicher Synagoge.*

immer noch die Großmut besaßen, der nächsten Generation von Deutschen ihre Hand zu reichen. Welchen Identitätskonflikt spiegelt aber nun die Synagoge in Wittlich wieder, die, wie Leo Trepp anmerkte, nur kurz ein lebendiges Gotteshaus war? Ich glaube, dass eine solche Synagoge nur vor dem Hintergrund der Situation der Juden nach 1945 angemessen zu verstehen ist. Der kanadisch-jüdische Soziologe Bodemann erfand für sie einen Namen; er bezeichnete sie als sogenannte Verweiler-Juden. Dieser Name soll bedeuten, dass diese Juden nach dem Krieg niemals vorhatten, hier in Deutschland zu bleiben, noch glaubten sie, dass das Judentum hier

eine Zukunft besäße. Sie waren noch nicht in der Lage, sich und der Jüdischen Welt einzugestehen, hier im Land der Täter bleiben zu wollen. Wie stark auch der Druck auf die Juden in der Bundesrepublik lastete, wird an folgenden Beispielen deutlich: Im Juli 1948 mahnte der Jüdische Weltkongress auf seiner Nachkriegstagung in Montreux die Juden in aller Welt, sich nie wieder auf dem Blut gedrängten Boden anzusiedeln. Gershom Schocken, Chefredakteur der israelischen Zeitung Ha'aretz, forderte im September 1949 den jüdischen Staat dazu auf, entschieden einzuschreiten, um den in Deutschland lebenden Juden zu zeigen, dass sie sich nicht unserem Volk zugehörig fühlen dürfen, wenn sie gleichzeitig in Deutschland leben.

Der erste Generalsekretär des Zentralrats zog aus den Erfahrungen der Schoah die Konsequenz, dass eine langfristige Präsenz in Deutschland abzulehnen sei. Wenn man nicht an eine Zukunft des Judentums in Deutschland glaubt, kommt es darauf an, das Judentum in Deutschland möglichst ehrenvoll zu begraben. Und die Synagoge hier in Wittlich, es ließen sich viele andere Beispiele nennen, ist hierfür ein Symbol. Die Synagoge hier ist nur noch ein Gedenkstein, ein Epitaph, einer großen Kultur, die für immer zerstört worden ist und für deren Tragödie einer unerwiderten Liebe niemand geringeres als der deutsch-jüdische Dichter Heinrich Heine stehen soll:

*Ich hatte einst ein schönes Vaterland  
Der Eichenbaum  
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.  
Es war ein Traum.*

*Das küßte mich auf deutsch, und sprach auf deutsch  
(Man glaubt es kaum  
Wie gut es klang) das Wort „ich liebe dich!“  
Es war ein Traum.*

# Geschichte nicht in Vergessenheit geraten lassen

## Grußwort des Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde Trier, Benz Botmann

Herr Bürgermeister Rodenkirch,  
Herr Prof. Dr. Bohlen,  
Herr Dr. Waldmann,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,  
gerne komme ich der Einladung nach, anlässlich der  
Eröffnung dieser Ausstellung „100 Jahre Synagoge  
Wittlich“ ein Grußwort seitens der Jüdischen  
Kultusgemeinde Trier zu sprechen.

Ich tue es gerne, weil mir dies zunächst eine will-  
kommene Gelegenheit bietet, der Stadt Wittlich und  
ihren Verantwortlichen für die liebevolle Restau-  
rierung, die sorgsame Bewahrung und die würdige  
Nutzung dieses ehemaligen jüdischen Gotteshauses  
seit 1975 zu danken. Zum anderen ist es mir ein  
Anliegen, dem Emil-Frank-Institut an der Universität  
und an der Theologischen Fakultät Trier meine  
Anerkennung für die Idee, die Konzeption und Rea-  
lisierung dieser Jubiläums-Ausstellung auszuspre-  
chen. Es bedarf des historischen Spürsinn, eines  
sicheren Urteilsvermögens und eines pädagogischen  
Geschickes, die hundertjährige Geschichte dieses  
Gebäudes so zu präsentieren, wie wir es heute Abend  
und während der gesamten Dauer der Ausstellung  
erfahren dürfen.

Wir erleben die Blütezeit der hiesigen jüdischen

Gemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit, als  
die wachsende Zahl der Gemeindemitglieder den  
Bau einer größeren Synagoge erforderlich machte  
und einem gestiegenen Selbstbewusstsein repräsen-  
tativen Ausdruck verlieh. Zu dieser Zeit war sich die  
Jüdische Gemeinde der Anteilnahme und Mitfreude  
der gesamten Stadtbevölkerung sicher. Die Feier-  
lichkeiten zur Einweihung der Synagoge am 25.  
November 1910 vereinten die Stadt.

Sie werden verstehen, dass ich nicht ohne Trauer  
feststelle, dass dieses unter großen finanziellen  
Opfern erstellte Gebäude nur 28 Jahre lang als  
Gotteshaus dienen durfte. Die Schändung der  
Synagoge am 10. November 1938 bedeutete nicht  
nur die Verwüstung und Schließung eines Gemein-  
dezentrum, sondern de facto das Ende gottesdien-  
stlichen jüdischen Lebens in Wittlich. Das Gebäude  
ging auf dem Wege eines Zwangsverkaufes in den



*Benz Botmann bei seinem Grußwort.*



Besitz der Stadt Wittlich über, die es als Unterkunft für französische Kriegsgefangene zur Verfügung stellte. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es dem Verfall preisgegeben.

Darüber berichtet der Amerikaner Arthur M. Laszlo: „Während ich am Freitag, dem 26. Juli 1968 durch Wittlich spazierte, fiel mir ein altes Gebäude auf ... Das große Eingangstor war verriegelt. Die Fenster waren entweder durch Bretter oder Stacheldraht verschlossen. Es gab keine erkennbaren Symbole, außer einem Eckstein, in den das Jahr 1910 eingraviert war.“ Nachdem der amerikanische Besucher sich am folgenden Tag durch eine Hintertür Zutritt in das Synagogengebäude verschafft hatte, berichtet er: „... ehrfürchtig betrachtete ich das Innere, von dem in der Tat nur noch das Gerippe übrig geblieben war. Der Brandgeruch tropfte von den kugeldurchlöchernten Wänden. Beim Verlassen des Gebäudes blies eine sanfte Brise durch die glaslosen Portale und wehte vom Boden Papierfetzen auf, die schließlich meine Füße streiften ... es waren Seiten aus einem jüdischen Gebetbuch – zerrissen, verbrannt, zerfressen von Nagetieren, abgenutzt, weil sie seit über 35 Jahren jedem Wetter ausgesetzt waren – vor allem aber bezeugten sie mit Sicherheit die verbrecherischen Taten der von den Nazis inszenierten Kristallnacht“. Welch ein Gegensatz zum heutigen Zustand des Gebäudes. Damals war die kleine Jüdische Kultusgemeinde Trier als Rechtsnachfolgerin der Jüdischen Gemeinde Wittlich nicht in der Lage, den Verfall des Gebäudes zu stoppen. Es gab Überlegungen, das einsturzgefährdete Gebäude völlig abzureißen und auf der verbleibenden Freifläche lediglich eine Gedenkstele zu errichten.

Doch – baruch ha-schem – kam es anders: Im Jahre 1973 nahmen der damalige Bürgermeister Karl-Adolf Orth und der damalige Vorsitzende der Jüdischen Kultusgemeinde Trier, Gerd Voremberg, Verhand-

lungen über das weitere Schicksal des seltenen und in diesem Raum wohl einzigartigen Gebäudes auf.

Dem Einsatz und den Bemühungen dieser beiden Personen ist es zu verdanken, dass die Stadt Wittlich das verfallene Gebäude im Jahr 1975 erwarb, um noch im selben Jahr, gestützt auf finanzielle Zusagen des Kreises Bernkastel-Wittlich, des Landes Rheinland Pfalz und der Bundesrepublik Deutschland, mit der Wiederherstellung des bemerkenswerten Baues zu beginnen.

All diese Epochen der wechselhaften Geschichte des Gebäudes, meine sehr verehrten Damen und Herren, bringt uns die Ausstellung, die heute hier eröffnet wird, neu zu Bewusstsein.

Es ist mein Wunsch, dass die vielfache Mühe der Initiatoren dieser Präsentation durch starken Zuspruch nicht nur der Erwachsenen, sondern auch von Kindern und Jugendlichen belohnt wird. Eine Synagoge, auch wenn sie nicht mehr als solche dient, gibt immer Anlass, sich der Menschen zu erinnern, die in dieser Synagoge gebetet, gefeiert und gelernt haben. Auch wenn dies in Wittlich, so wie es scheint, der Vergangenheit angehört, so werden doch Brücken geschlagen zu den Menschen, die sich aktuell etwa in Trier, Luxemburg, Thionville, Koblenz, Mainz und Saarbrücken in ihren Synagogen zum Gottesdienst versammeln. In Wittlich wird das Gedenken an diejenigen, die in diesem Gebäude einst den Gottesdienst gefeiert haben, in vorbildlicher Weise bewahrt und jüdisches Leben in vielfacher Weise beleuchtet. Als Ignatz Bubis seligen Angedenkens im Jahre 1993 die Dauerausstellung „Jüdisches Leben in Wittlich“ im Nebengebäude dieser Synagoge eröffnete, erinnerte er an die jüdische Überzeugung: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. Gerne mache ich mir seine damaligen Worte zu eigen: „Ich danke allen, die hier beteiligt waren, um die Geschichte nicht in Vergessenheit geraten zu lassen“.



# „Wittlich war für mich der Himmel“

## Glanzvoller Festakt zum 100-jährigen Synagogen-Jubiläum Von Stephanie Baumann

Am 25. November 1910 wurde die Wittlicher Synagoge eingeweiht. Auf den Tag genau 100 Jahre später, feierten 250 geladene Gäste das besondere Jubiläum. Höhepunkte waren die Präsentation der Festschrift und die Übergabe einer Torarolle an die Jüdische Kultusgemeinde Trier, die kürzlich in der Abtei Himmerod entdeckt worden war.

Der eindrucksvolle Festakt, musikalisch begleitet von jüdischen Kantoren aus Luxemburg und Straßburg sowie Dekanatskantor Reinhold Schneck, setzt einen glanzvollen Schlusspunkt unter ein Gedenkjahr, in dessen Zentrum eine multimediale Ausstellung zur wechselvollen Geschichte der Synagoge stand. „Ein Jahr mit über 3.000 Besuchern hier in der Synagoge“, resümierte Bürgermeister Joachim Rodenkirch. Neben Vertretern aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft konnte er auch drei große Religionsgemeinschaften in der heutigen Kultur- und Tagungsstätte begrüßen. „Sie alle zeigen mit Ihrer Anwesenheit und der überaus großen Resonanz, wie wichtig Ihnen unsere Synagoge und damit das Gedenken und das Erinnern sind“, so Rodenkirch. Der Bürgermeister zitierte zwei überlieferte Sätze von Emil Frank, letzter Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde: „Wittlich war für mich der Himmel. Wittlich war ein Stück von meinem Herzen.“ Rodenkirchs Aufforderung: „Tragen auch wir ein Stück unserer ermordeten und vertriebenen



*Nach 70 Jahren kehrt ein kostbarer Schatz in jüdischen Besitz zurück (v.l.): Benz Botmann, Jüdische Kultusgemeinde Trier, Rabbiner Gérald Rosenfeld, Abt Bruno Fromme, Abtei Himmerod, und Prof. Dr. Reinhold Bohlen bei der feierlichen Übergabe der Torarolle.*

jüdischen Mitbürger in unseren Herzen. Es muss alles dafür getan werden, dass sich Geschichte nicht wiederholt.“

Auf das schreckliche Unrecht, das den Juden widerfuhr und die Geschichte des ehemaligen Gotteshauses, über ein Lager für französische Kriegsgefangene bis heute blickte auch Dr. h.c. Charlotte Knobloch zurück. Zwar hatte die Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland ihre Teilnahme kurzfristig absagen müssen. Ihr Grußwort an die Wittlicher verlas jedoch Daniel Botmann vom Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Rheinland-Pfalz. Das 100-jährige Jubiläum der Synagoge sei ein Signal an alle Freunde, so Knobloch. „Schaut her! Wir, die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, sind da! Und wir freuen uns,



mitten unter euch zu sein! Wir begreifen uns als Teil dieser Gesellschaft. Wir verzagen nicht, sondern wir blicken nach vorn.“ Der Festakt, so Charlotte Knobloch in ihrem Schreiben, solle außerdem diejenigen würdigen, die sich mit so großem persönlichen Engagement für den Erhalt des Gebäudes einsetzten. Einer dieser Menschen ist Prof. Dr. Reinhold Bohlen, Direktor des Emil-Frank-Instituts (EFI), das die Ausstellung konzipierte und in Form einer Festschrift „verlängerte“. Die ersten Buch-Exemplare erhielten die Autoren und der Bürgermeister. Das 148 Seiten starke Werk, herausgegeben von Dr. Bohlen und EFI-Geschäftsführer René Richtscheid, bietet neben der Dokumentation der Ausstellung u.a. Beiträge zur Geschichte, Architektur und liturgisch-religiösen Bedeutung des Bauwerks sowie einen empfehlenswerten Audioguidetext für Kinder. Zum Abschluss wurden die Gäste in der Synagoge Zeugen eines einzigartigen Ereignisses: Abt Bruno Fromme gab eine vor einigen Monaten in der Abtei Himmerod entdeckte Torarolle an Benz Botmann, Vorsitzender der jüdischen Kultusgemeinde Trier zurück. Vor mehr als 70 Jahren war die hebräische Bibel dem Kloster offenbar anvertraut worden damit sie drohender Schändung und Zerstörung entging.

## Wir blicken nach vorne

### Grußwort von Frau Präsidentin Dr. h. c. Charlotte Knobloch

Meine sehr geehrten Damen und Herren,  
vom Gotteshaus über ein Lager für französische Kriegsgefangene zur Kultur-, Tagungs- und Gedenkstätte: Auf 100 Jahre Synagoge Wittlich blicken wir heute zurück.

Ein Jubiläum führwahr! Nicht zuletzt, weil dieses Haus trotz der Nazi-Diktatur noch immer steht. Und weil es heute einem Zweck dient, der den ursprünglichen Charakter dieses Hauses respektiert. Der ihn in Ehren hält.

Ein Jubiläum aber auch, wenn man bedenkt, warum dieses Gotteshaus am 25. November 1910 eingeweiht worden war: Weil die ältere Synagoge, das ehemalige Kapellenschiff des Hospitals Sankt Wendelin, zu klein geworden war für die enorm gewachsene jüdische Gemeinschaft Wittlichs. Weil sich die jüdische Gemeinschaft damals traute, einen repräsentativen Neubau zu errichten. Denn sie vertraute auf ein harmonisches Miteinander von Christen und Juden. Kurz: weil diese Synagoge einst Ausdruck einer Blütezeit jüdischen Lebens war.

Und trotzdem: In den 100 Jahren seines Bestehens hat das Gotteshaus Dinge gesehen, die es fraglich machen, ob wir wirklich von einem Jubiläum sprechen dürfen: im November 1938 drangen Männer der SS und der SA mit Äxten, Beilen, Hammern und Knüppeln bewaffnet in die Synagoge ein und zerstörten das Wittlicher Wahrzeichen der jüdischen Blütezeit.



Was wohl in den Köpfen jener Menschen vorgegangen ist, die hier bis vor kurzem noch gebetet hatten? Zwar war ich nicht dabei, aber trotzdem weiß ich ganz genau, was diese Menschen gefühlt haben. Denn auch ich habe als kleines Mädchen die Zerstörung einer Synagoge miterleben müssen. Ich habe gesehen, wie die Nazis die Münchner Synagoge gebrandschatzt und geplündert haben. Ich habe gesehen, wie jüdische Männer blutig geschlagen wurden. Ich habe Dinge gesehen, an die ich mich nur sehr ungern erinnere. Angst, Trauer, Wut und Verzweiflung – das ist es, was Menschen fühlen, wenn ihnen ein derartiges Unrecht geschieht.

Meine Damen und Herren, der jüdischen Gemeinschaft Wittlichs ist großes Unrecht geschehen in diesen zurückliegenden 100 Jahren. Daran müssen wir heute erinnern. Und dass ein Gotteshaus – ein Ort, an dem man Gott würdigt – als Kriegsgefangenenlager zweckentfremdet wird, dieser Gedanke ist ebenso unerträglich. Ist doch der Mensch Gottes Ebenbild.

Nun, es ist passiert. Wir können die Uhr nicht zurückdrehen. Und es hinterlässt durchaus eine Bitterkeit, wenn man bedenkt, dass dieses Haus selbst mehr als sechs Jahrzehnte nach dem Ende der Nazi-Barbarei nicht mehr so genutzt werden kann wie einst. Denn es gibt keine jüdische Gemeinde mehr in Wittlich. Wo Menschen lebhaft diskutieren und gemeinsam lernen sollten, erinnert stattdessen ein Mahnmal an einst.

Trotzdem: Bitterkeit ist das Gebot der Stunde nicht! Wir leben wieder. Und wir wachsen: Mehr als die Hälfte der jüdischen Menschen in Deutschland ist aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion hierher gekommen. Sie wollen hier Heimat finden. Damit das gelingt, müssen wir uns trauen, uns einzumischen. Wir müssen sagen, womit wir nicht einverstanden sind. Damit sich etwas ändert. Wir brauchen

Tatendrang statt Bitterkeit. Versöhnung statt Wut. Und Zuversicht statt Verzagtheit.

Deshalb ist es legitim, meine eingangs aufgeworfene Frage, ob wir mit Blick auf die Schrecken überhaupt von einem Jubiläum sprechen dürfen, mit einem klaren Ja zu beantworten.

Ja, es ist ein Jubiläum. Es ist ein Signal an unsere Freunde. Dass es heute diesen Festakt gibt, heißt: Schaut her! Wir, die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, sind da! Und wir freuen uns, mitten unter euch zu sein! Wir begreifen uns als Teil dieser Gesellschaft. Wir verzagen nicht, sondern wir blicken nach vorne. Und wer weiß – vielleicht wird es auch in Wittlich irgendwann wieder eine jüdische Gemeinde geben.

Dass heute dieser Festakt stattfindet, soll außerdem diejenigen würdigen, die sich mit so großem persönlichen Engagement für den Erhalt der ehemaligen Synagoge eingesetzt haben und weiter einsetzen. Diejenigen, denen die Erinnerung an die jüdischen Bürger Wittlichs und an die Jüdische Gemeinde der Stadt spürbar eine Herzensangelegenheit ist.

Ein ganz besonderer Dank gilt hier Herrn Professor Bohlen, der mit seiner Arbeit für das Emil-Frank-Institut an der Universität Trier Großes leistet. Verehrter Herr Professor Bohlen, Ihr langjähriger Einsatz für ein vertrauensvolles Miteinander von Juden und Nichtjuden wird in dieser ehemaligen Synagoge auf eine besondere Weise sichtbar.

Mein Dank gilt auch der Stadt Wittlich, die mit dem Erhalt der Synagoge dafür sorgt, dass ihr Erbe den Bürgern nicht nur ein Ort der Geschichte, sondern auch ein Ort der Begegnung in der Gegenwart ist.

Allen, die dazu ihren Teil beitragen, sei von Herzen gedankt.

Ich danke Ihnen.





# 700 Jahre Juden in Wittlich

## Exkursion und weitere Veranstaltungen im Jubiläumsjahr Von René Richtscheid

Die Studienfahrt des Emil-Frank-Instituts führte im Oktober 2009 in den Nordosten Frankreichs, nach Troyes und Laon.

Die beiden reizvollen mittelalterlich geprägten Städte galten im 12. Jahrhundert als die europäischen Zentren der christlichen und der jüdischen Bibelauslegung. Besonders Raschi von Troyes und seine Schüler, die sogenannten Tosafisten, sind auch heute noch in der jüdischen Welt allgegenwärtig.



*Die Synagoge in Troyes in einem ehemaligen Abteigebäude aus dem 16. Jahrhundert.*

Interessanterweise wurde gleichzeitig auch die christliche Bibelauslegung von Anselm, dem Leiter der Kathedralschule im nicht weit entfernten Laon, und seinen Schülern revolutioniert. Daher führte die Studienfahrt nicht nur in das ehemalige jüdische Viertel in Troyes mit Raschis Lebensstationen und dem Raschiinstitut, sondern auch nach Laon mit einer der beeindruckendsten frühgotischen Kathedralen, dem ehemaligen Schulgebäude Anselms (heute Sitz der Bischöflichen Verwaltung) und einem Nachbau der Heilig-Grabkapelle. Das Programm ermöglichte den Teilnehmern dadurch Einblicke in die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im christlichen und jüdischen Bibelverständnis der Zeit.

Zugleich stellte die Fahrt den Höhepunkt der Veranstaltungen anlässlich des Jubiläums „700 Jahre Juden in Wittlich“ dar. Nach eingehenden Recherchen zu den ersten Wittlicher Juden erhärtete sich der Verdacht, dass diese aus Nordfrankreich infolge der Vertreibung der dortigen Juden durch König Philipp



*Teilnehmer der Studienfahrt vor der Kathedrale von Laon.*

IV. 1306 eingewandert waren. Vor diesem Datum galt die Gegend um Troyes nicht nur als Mittelpunkt jüdisch-kulturellen Lebens, sondern auch als europäisches Finanz- und Wirtschaftszentrum. Aus diesem Grunde waren dort viele jüdische Bankiers tätig, von deren finanztechnischem Know-how auch der Trierer Erzbischof Balduin (durch seine langjährige Anwesenheit am französischen Königshof) Kenntnis besaß. Nach der Ausweisung lud er daher – wie auch in einem Seminar zur ‚Judenpolitik‘ Balduins ausführlich thematisiert werden konnte – einige von ihnen zur Ansiedlung in den neu

entstehenden Amtsstädten des Erzstifts ein, unter anderem in Wittlich. Ein Beleg dafür sind Fragmente hebräischer Schriften, die nach dem Ende der ersten jüdischen Gemeinde in Wittlich in das Kloster Klausen gelangt sein könnten. Einige dieser Fragmente konnten von Prof. Dr. Andreas Lehnardt, Mainz, als Teile eines Buches zu religionsgesetzlichen Vorschriften von Barukh ha-Zarfati identifiziert werden. Dieser studierte zunächst bei den Tosafisten in der Champagne und lehrte später selbst in Paris. Möglicherweise hatten die aus Frankreich stammenden ersten Wittlicher Juden diese Schriften aus ihrer ehemaligen Heimat mitgebracht.

Am 4. April 1309, bezeichnenderweise nur drei Jahre nach der Vertreibung der Juden aus Nordfrankreich und nur kurz nach dem Amtsantritt Balduins, ist dann der erste Wittlicher Jude namens Moses in einem Testament erwähnt.

Am 700. Jubiläumstag konnten die aktuellen Forschungsergebnisse zur ersten jüdischen Nieder-



Hebräisches Einbandfragment aus der Klosterbibliothek Klausen mit Passagen aus dem Sefer Teruma des Barukh ha-Zarfati.

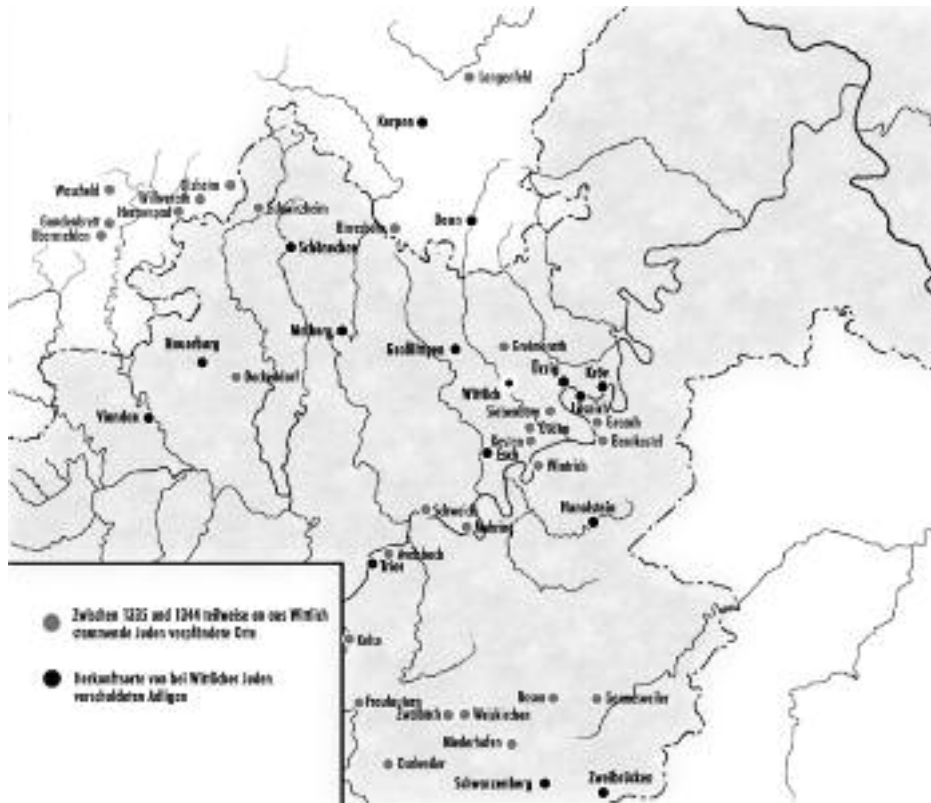


Abschrift des Testaments des Pastors Richard von Großlittgen mit der ersten Erwähnung des Juden Mo(y)set de Wit(h)lich vom 4. April 1309.



lassung in Wittlich (1309–1418) und ihre noch sichtbaren Zeugnisse der Öffentlichkeit präsentiert werden. Dazu gehören neben einigen baulichen Überresten aus dieser Zeit in der Stadt Urkunden, Münzen, ein jüdisches Siegel und weitere Dokumente. Für viele Zuhörer überraschend war die Tatsache, dass etliche Vorstellungen über die Anfänge jüdischen Lebens dringend revidiert werden müssen. Beispielsweise wohnten offensichtlich etliche Juden direkt am neu eingerichteten Marktplatz, d.h. an einem herausgehobenen Ort innerhalb der entstehenden Stadt und nicht in einem Ghetto.

Aufgrund der Quellenlage lassen sich vor allem die wirtschaftlichen Aktivitäten der Wittlicher Juden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts rekonstruieren. Sie bezeugen neben einer zahlenmäßig bedeutenden Gemeinde auch einen für einzelne Bankiers enormen Wohlstand sowie einen gesamtgesellschaftlichen und zeitweilig sogar landespolitischen Einfluss, wie er erst wieder im späten 19. Jahrhundert erreicht werden sollte. Doch dieser erste Höhepunkt jüdischen Lebens in Wittlich fand ein jähes Ende durch die Ausweisungen des Erzbischofs Otto von Ziegenhayn 1418 und vorher schon durch Übergriffe, die



*Kartenentwurf von  
Friedhelm Burgard,  
bearbeitet von René  
Richtscheid.*

während einer schrecklichen Pestepidemie 1348/49 verübt wurden.

In Vorträgen und einem Seminar konnten unter Mithilfe auswärtiger Spezialisten noch einzelne Aspekte jüdischen Lebens der damaligen Zeit vertiefend dargestellt werden. Michael Anschütz beispielsweise referierte über „Salman von Wittlich und die Familien von der Leyen und Neuerburg“. Der Bankier Salman ist einer der wenigen namentlich bekannten Mitglieder der ersten jüdischen Gemeinde von Wittlich. Sein Einfluss reichte zeitweilig bis in höchste Adelskreise hinein. Beleg dafür ist unter anderem die Tatsache, dass ihm erlaubt wurde, ein Siegel zu führen, was für damalige Juden nur sehr selten nachzuweisen ist. Anhand von Schuldurkunden konnten Salmans Beziehungen zu den Familien von

der Leyen und Neuerburg sehr anschaulich dargestellt werden. Hinter den geschäftlichen Verträgen lassen sich sogar private Beziehungen zwischen Salman und seinen christlichen Geschäftspartnern vermuten.

*Siegel Salmans von Wittlich mit zwei aus einem Kelch trinkenden Vögeln. Die hebräische Umschrift lautet übersetzt: Schlomo, Sohn des Schmuel, der leben möge.*



## Veranstaltungen zum Jubiläumsjahr:

- Dezember 2008–Januar 2009: Balduin und die Juden in Wittlich und im Erzstift Trier, Seminar unter der Leitung von René Richtscheid
- 5. April und 6. September 2009: Präsentation der Forschungsergebnisse zur ersten jüdischen Niederlassung in Wittlich, Vortrag und Führung mit René Richtscheid
- 12. Mai 2009: Jüdinnen und Christen – Christinnen und Juden. Interreligiöse Beziehungen zwischen den Geschlechtern im Mittelalter, Vortrag von Dr. Jörg Müller vom Arye Maimon-Institut, Universität Trier
- 15. September 2009: Salman von Wittlich und die Adelsfamilien von der Leyen und Neuerburg, Vortrag von Michael Anschütz, Prümzurlay
- 17./18. Oktober 2009: Auf den Spuren der ersten Wittlicher Juden und Raschis von Troyes, Studienfahrt unter der Leitung von René Richtscheid



# Ausstellungen zur regionalen jüdischen Geschichte

Neben der großen Ausstellung zum hundertjährigen Jubiläum der ehemaligen Wittlicher Synagoge und der Präsentation ausgewählter Werke des Kunstwettbewerbs „Perspektiven“ (siehe eigener Bericht) wurden vom Emil-Frank-Institut noch weitere Ausstellungen in Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen und Personen erarbeitet und organisiert.

## Jüdisches Leben in und um Schweich

In Anwesenheit von Frau Dr. Charlotte Knobloch, bis November 2010 Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland, sowie von Vertretern der Bistums Trier und der kommunalen Körperschaften wurde am 24. Januar 2010 in der „Kulturstätte Alte Synagoge“ in Schweich eine Ausstellung eröffnet, die auf Überlegungen der Schweicher „Arbeitsgruppe Holocaustgedenken“ zurückgeht. Ihr gehören neben dem Dekanat Schweich-Welschbillig und dem Emil-Frank-Institut weitere Personen und lokale Institutionen an. Die Ausstellungskonzeption sah vor, für jede Epoche jüdischen Lebens zunächst in Schweich ein paradigmatisches bauliches oder schriftliches Zeugnis zu präsentieren und in den historischen Kontext einzubetten. Die Auswahl der Gegenstände sowie die Texte wurden auf Basis der von Herrn Georg Wagner hinterlassenen Vorarbeiten von Hermann Erschens, M.A., aus Leiwen und René Richtscheid, M.A., übernommen.



*Tafel zu den jüdischen Häusern in Schweich mit Erläuterungen zum Schicksal der Bewohner zweier ausgewählter Häuser in der NS-Zeit.*

In dieser Ausstellung dokumentiert eine Urkunde von 1339 erste Spuren jüdischer Präsenz, insofern sie zumindest jüdischen Grundbesitz in Schweich, Mehring und Longen zu dieser Zeit bezeugt. Für die spätere kurfürstliche Zeit steht exemplarisch ein Dokument von 1639, das erstmals einen Schweicher Juden, Calman, namentlich nennt. Auf die von

1794–1814 andauernde französische Herrschaft geht schließlich ein Schriftstück zurück mit den Namensänderungen aller Schweicher Juden, die auf Anordnung Napoleons hin der europäischen Namensgebungspraxis folgen mussten. Die anschließende Zeit des weiteren 19. und des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts kann als die bedeutendste Epoche jüdischen Lebens in dem Moselort gelten. Daher wurden hier vom Schema abweichend vier Gebäude bzw. Institutionen jeweils eigens vorgestellt: die jüdische Schule, die Synagoge, die über die Stadt verteilten jüdischen Wohnhäuser und der jüdische Friedhof. Vom Höhepunkt leitet die Ausstellung dann zum absoluten Tiefpunkt jüdischen Lebens zwischen 1933 und 1941 über. Um der Unbegreiflichkeit der Ereignisse dieser Jahre Ausdruck zu verleihen, wurden Zeitzeugenberichte präsentiert, die in vorbildlicher Weise von Schülern und Jugendlichen vorbereitet und technisch realisiert worden waren. Auf der letzten Ausstellungstafel kommt die Erinnerung an die ehemaligen Schweicher Juden und an ihren Besuch anlässlich der Eröffnung der Synagoge als Kulturstätte 1989 zur Sprache.

Die Ausstellung ist künftig dauerhaft auf der Empore der Synagoge zu sehen und wird in den nächsten Jahren noch durch Tafeln zur Geschichte der benachbarten jüdischen Gemeinden ergänzt werden. Die Erweiterung um eine Informationstafel zu jüdischem Leben in Leiwien ist im Rahmen einer feierlichen Gedenkveranstaltung zum 7. Februar 2011 geplant.

## Der Westwall – Das Hillesheimer Land vor dem Krieg

Eine weitere Ausstellung des KEB-Bildungswerks Hillesheim, des Eifelvereins und der Urlaubsregion Hillesheim entstand mit Unterstützung des Emil-

Frank-Instituts und des Artcollegiums sowie in Zusammenarbeit mit vielen engagierten Bürgern. Bis Ende Mai 2011 ist sie im Rathaus Hillesheim zu sehen; Thema ist der Westwallbau. Die Ausstellung zeigt schwerpunktmäßig das Fotoalbum eines 1938 in der Eifel stationierten Westwallarbeiters und wirft auch einen Blick auf das Schicksal der jüdischen Bevölkerung in der Eifel in den ersten Jahren der Nazidiktatur.

**Der WESTWALL**  
Das Hillesheimer Land vor dem Krieg

**Ausstellung**  
im Rathaus Hillesheim mit  
begleitender Veranstaltungsreihe  
Schriftlehrschaft: Landrat Heinz Ormertz

**Eröffnung: 17.11.2010, 20.00 Uhr**

Weitere Infos & aktuelle Termine unter  
[www.forum-hillesheim.de](http://www.forum-hillesheim.de)



## Marianne Elikan – Die letzte KZ-Überlebende aus dem Regierungsbezirk Trier

Vom 2. März bis 23. April 2009 präsentierte das Emil-Frank-Institut in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek Trier eine Ausstellung über Marianne Elikan in der Zentrale der Universitätsbibliothek Trier.

Marianne Elikan stammt aus Wawern und zog später nach Trier, von wo aus sie 1942 nach Theresienstadt deportiert wurde. Heute lebt sie in Saarlouis. Auf der Basis von zahlreichen Gesprächen und Interviews mit ihr hat der Historiker Dr. Thomas Schnitzler die Ausstellung konzipiert und zusammengestellt.

Das Tagebuch von Marianne Elikan wurde mittlerweile von Dr. Schnitzler herausgegeben und steht in der Bibliothek des Emil-Frank-Instituts für alle interessierten Leser unter der Signatur E 18.1.7. a 5960 zur Ausleihe bereit.



# Die Bibliothek des Emil-Frank-Instituts

Von Werner Thiel

Das Emil-Frank-Institut verfügt über eine umfangreiche Biblio- und Mediathek, in welcher sich mittlerweile über 10.000 Medieneinheiten befinden, darunter auch zahlreiche Videokassetten, CD's und DVD's, weiterhin mehrere Komplett-Pakete mit Unterrichtsmaterialien und Sprachkursen.

Die Bibliothek ist seit nunmehr zwei Jahren ständig personell betreut, d. h. es ist in der Regel immer jemand anwesend und bereit, auf die Fragen der Kunden einzugehen und Hilfestellung zu leisten, wenn Literatur oder sonstige Medien zu einem bestimmten Themenbereich benötigt werden. Da die Bibliothek des Emil-Frank-Instituts mit der Stadtbücherei Wittlich verbunden ist, gelten für die Öffnungszeiten und die Ausleihe die gleichen Bedingungen wie diejenigen der Stadtbücherei.

Einer regen Nachfrage erfreut sich unser Angebot eines Koffers mit Gegenständen, die im jüdischen Gottesdienst, aber auch im jüdischen Haus zum Einsatz kommen.

Weiterhin verfügt die Bibliothek über ein reichhaltiges Angebot an jüdischen Zeitungen und Zeitschriften, unter anderem die „Jüdische Allgemeine“, „Die Gemeinde“, „Yakinton“ und viele andere. Es sei an dieser Stelle auch hingewiesen auf die Reihe „Zeitungszeugen“, hierbei handelt es sich um eine Auswahl an Zeitungen, die in der Zeit des Nationalsozialismus erschienen sind und die damaligen Ereignisse dokumentieren, sie sind in Sammelboxen enthalten und zum leichteren Auffinden in einer

besonderen Liste registriert.

Für kleinere Veranstaltungen bietet die Bibliothek 20 Sitzplätze an großen Tischen, so dass die Möglichkeit besteht, Kurse, Seminare und kleinere Konferenzen in unserem Hause durchzuführen. Ein seit einiger Zeit fest angebrachter Beamer kann genutzt werden, um Videos und Bildsequenzen zu betrachten, dies ist insbesondere für den Besuch von Schulklassen sehr nützlich, um einzelne Sachverhalte anschaulich darzustellen.

In einer Glasvitrine sind die Schriften ausgestellt, die vom Emil-Frank-Institut selbst herausgegeben werden. Sie bieten einen Überblick über das jüdische Leben in unserer Region und über die jüdische Religion und seine Traditionen sowie die politischen Aspekte, z. B. die Situation des Staates Israel.

## Die Systematik der Bibliothek

Das Angebot der Medien in der Bibliothek des Emil-Frank-Instituts ist gegliedert in einzelne Themenbereiche, die in 28 Systemstellen angeordnet sind, diese sind wiederum untergliedert in Einzelbereiche, beispielsweise unter anderem: Jüdische Architektur, vor allem im Synagogenbau, Jüdische Küche, Jüdische Musik und viele andere spezielle Themen. Die Bibliothek verfügt ferner über umfangreiches Material an Bibel-Kommentarreihen, die sowohl das Alte als auch das Neue Testament betreffen; auch die hebräische Sprache wird eingehend dargestellt in zahlreichen Lehrwerken.

An dieser Stelle sei auch hingewiesen auf das Angebot an pädagogischen Materialien (E 14), die in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen genutzt werden können, der Schwerpunkt liegt bei diesen Medien auf dem Bereich des interreligiösen Dialogs bzw. Trialogs innerhalb der abrahamitischen Religionsgemeinschaften. Hier bietet die Bibliothek des





Emil-Frank-Instituts auch einen besonderen Teilbereich „Islam“ (E 15), in welchem ein Überblick an islamischer Literatur geboten wird, unter anderem mehrere, teilweise kommentierte Koran-Ausgaben. Ein umfangreiches Angebot an Reiseführern und Bildbänden über das Land Israel, über die Stadt Jerusalem und alle Stätten, die einen Besuch lohnenswert erscheinen lassen (E 22), vervollständigen die Auswahl an Literatur. Nicht zuletzt findet sich auch ein Sortiment an CD's mit jüdischer Musik aus den verschiedenartigen Bereichen jüdischen Lebens, so zum Beispiel der Liturgie, der Unterhaltungsmusik und der Folklore (E 24.6).

Hier eine vollständige Auflistung der einzelnen Systemstellen der Bibliothek:

- E 1 Allgemeines
- E 2 Bibelwissenschaft
- E 3 Bibelwissenschaft: Tanach / AT
- E 4 Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel (ohne Rabbinica)
- E 5 Bibelwissenschaft: Neues Testament
- E 6 Samaritaner
- E 7 Patristik
- E 8 Umwelt in spätantiker Zeit
- E 9 Geschichte des Judentums: Epochenübergreifende Darstellungen
- E 10 Geschichte des antiken Judentums (außer „Geschichte Israels“)
- E 11 Rabbinisches Judentum – Literatur
- E 12 Mittelalterliches Judentum (bis 18. Jh.)
- E 13 Jüdische Religion und Philosophie – systematisch
- E 14 Judentum und Christentum
- E 15 Islam
- E 16 Antisemitismus
- E 17 Deutschsprachiges Judentum

- E 18 Verfolgung und Ermordung der Juden Europas
- E 19 Judentum in Osteuropa
- E 20 Neuere Geschichte des Judentums in den übrigen Ländern
- E 21 Zionismus
- E 22 Palästina / Israel (seit der byzantinischen Zeit)
- E 23 Hebräische Literaturgeschichte
- E 24 Jüdische Kultur, Kunst und Literatur
- E 25 Sammlungen
- E 26 Festschriften
- E 27 Reihen
- E 28 Zeitschriften

Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts freuen sich auf Ihren Besuch!



*Besuch einer Schulklasse in der Bibliothek.*

# Neuerscheinungen:

In der Schriftenreihe des Emil-Frank-Instituts sind im Jahre 2010 zwei weitere Bände erschienen.

Bei Band 11 handelt es sich um die Monographie *Jüdische Familien von der Mittelmosel. Lebensverläufe von 1714 bis zur Gegenwart* von Marie-Luise Conen

(Berlin, geboren in Löslich) und Hilde Weirich (Kleinich). Die Autorinnen sind den Spuren der aus Löslich stammenden jüdischen Familien nachgegangen, die

über 200 Jahre dort ihr Zuhause hatten und generationenlang mit ihren christlichen Nachbarn den Alltag teilten. Das Buch hält ihre Geschichte fest, zunächst in vielen Gemeinden an der Mittelmosel. Später verschlug es einzelne in andere Orte innerhalb und außerhalb Deutschlands, insbesondere während der NS-Zeit auch nach Amerika und Israel. Der Band widmet sich ebenso der Darstellung einzelner Elemente jüdischen Lebens, des Religionsunterrichts sowie der Synagoge, und zeigt die jüdischen Friedhöfe als heute noch existierende Zeugen der Vergangenheit. Ein umfangreicher Stammbaum-Teil im Anhang rundet das Buch ab. Es wendet sich an alle, die an regionaler jüdischer Geschichte interessiert sind.

Bei der Präsentation des Buches im Bürgerhaus in Löslich gab es neben einer Vorstellung durch die Autorinnen auch Gelegenheit zu Diskussion und Gedankenaustausch mit anwesenden Nachfahren



der Familien Schömann/Schemann und Kaufmann, die aus den USA, Israel, Frankreich und den Niederlanden angereist waren.

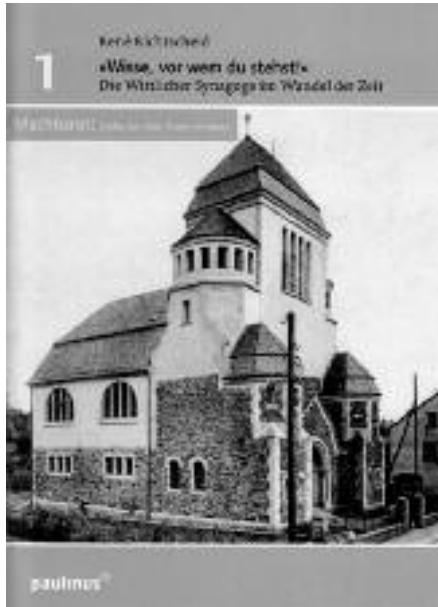
Die Festschrift *100 Jahre Synagoge Wittlich*, herausgegeben von Reinhold Bohlen und René Richtscheid, bildet Band 12 der Schriftenreihe. Neben der Dokumentation der Ausstellung (siehe eigener Bericht) versammelt der Band einführnde Beiträge von den Herausgebern sowie von Johannes Vienken, Maria Wein-Mehs, Marianne Bühler und Marcus Alebrand zur Geschichte, Architektur und liturgisch-religiösen Bedeutung des Bauwerks und zu seinem Architekten. Eine Auswahlbibliographie von Werner Thiel beschließt den Band.



## Eine neue Reihe *Machbarot: Hefte des Emil-Frank-Instituts*

Mit dem Titel „Wisse, vor dem du stehst!“ *Die Wittlicher Synagoge im Wandel der Zeit* von René Richtscheid, hat das Emil-Frank-Institut eine neue Publikationsreihe eröffnet: *Machbarot: Hefte des Emil-Frank-Instituts*. Die in zwangloser Folge erscheinenden Hefte dienen der ersten Information über einzelne Aspekte jüdischen Lebens in Wittlich und in der Region. Sie sollen eine zeitnahe Veröffentlichung von Forschungsergebnissen in handlichem Format zu einem erschwinglichen Preis ermöglichen.





So bietet dieses erste Heft einen illustrierten Überblick über Entstehung und Geschichte der Wittlicher Synagoge, die heute als Kultur-, Tagungs- und Gedenkstätte der Stadt Wittlich dient.

## Bibliografische Angaben:

- Marie-Luise Conen/Hilde Weirich: Jüdische Familien von der Mittelmosel. Lebensverläufe von 1714 bis zur Gegenwart (Schriften des Emil-Frank-Instituts, Bd. 11), 262 Seiten, 21 x 27 cm, Festeinband, ISBN 978-3-7902-1377-5, 24,90 Euro.
- Reinhold Bohlen/René Richtscheid (Hgg.): 100 Jahre Synagoge Wittlich. Festschrift (Schriften des Emil-Frank-Instituts, Bd. 12), 150 Seiten, 21,5 x 30 cm, Festeinband, ISBN 978-3-7902-1378-2, 24,90 Euro.
- René Richtscheid: „Wisse, vor dem du stehst!“ Die Wittlicher Synagoge im Wandel der Zeit (Machbarot: Hefte des Emil-Frank-Instituts, Heft 1), 28 Seiten, 13,5 x 19 cm, Broschur, ISBN 978-3-7902-1650-9, 2,90 Euro.

Diese und weitere Titel aus der Reihe erhältlich bei der Paulinus Verlag GmbH (Tel.: 0651/4608-121, E-Mail: [media@paulinus.de](mailto:media@paulinus.de)) oder in allen Buchhandlungen.

*In der Moselgemeinde Ediger-Elliger wurde am 31. 10. 2010 die ehemalige Synagoge im Ortsteil Ediger als Haus der Psalmen eröffnet. Nach mehrjähriger Restaurierung konnte das zwischenzeitlich anders genutzte Gebäude in seinem ursprünglichen Zustand wiederhergestellt werden. Die Initiative dazu ging von Einwohnern des Ortes aus, die sich im „Bürgerverein Synagoge Ediger e.V.“ zusammengeschlossen hatten, um die finanziellen Mittel zum Ankauf des Gebäudes und zu seiner Restaurierung aufzubringen. Wir haben Herrn OStR i.R. Wolfgang Wolpert, der sich über viele Jahre ehrenamtlich diesem Projekt hingebungsvoll gewidmet hat, gebeten, über den Verlauf der Arbeiten und über seine Beweggründe zur Beteiligung zu berichten. Im Folgenden geben wir seine sehr persönlich gehaltenen Ausführungen wieder.*

# Haus der Psalmen in Ediger an der Mosel

Von Wolfgang Wolpert

## Voraussetzungen:

Wie kommt man dazu, eine einstige Synagoge zu erneuern? Durch meine Mutter erfuhr ich als Kind manches über die sehr beliebten Juden in Ediger und Eller: Mayer und Aron. Das Gebetshaus war mir bekannt, obwohl man seit den 50-er Jahren außen nichts mehr von seiner früheren Funktion sah. In der Volksschule lernten wir das Wesentliche des Alten Testaments. Und an allen hohen Festen sowie vielen Sonntagen schufen die unter Leitung von Lehrer Josef Müller und Pastor Johannes Bartz in Begleitung der Gläubigen gregorianisch gesungenen

Psalmen (Dixit Dominus ... In exitu Israel) in mir die höchstmögliche Bildung.

Aufgrund des 1964 erworbenen Hebraicums wuchs meine Aufmerksamkeit für die Mutter des Christentums.

Aus dem Hause Mayer, Rathausstraße Nr. 8, dessen Tür erhalten wurde und wird, erhielt ich eine um 1894 gemalte Misrachtsfelde, von der ich eine zeichnerische Kopie anfertigte. Die künftige Wiederherstellung des Gotteshauses kreiste oft durch meine Phantasie, auch wenn ich ganz im Süden Deutschlands wohnte und wohne. Häufige Besuche bei meiner Mutter ließen meine Träume sich vervielfältigen. Mit Norbert Krötz kam ich stets auf das uns bewegende Thema Synagoge zu sprechen. 1993 zeigte mir Petra Haag geb. Zenz, die Tochter der Besitzer des nördlichen Teils der ehemaligen Synagoge ein von ihr selbst entdecktes hebräisches Gebetbuch des 18. Jahrhunderts und machte mich auf weitere Gegenstände in der Genisa aufmerksam, von denen 1979 sehr wertvolle (z.B. Thorawimpel) durch eine Trierer Akademikergruppe gefunden und an die dortige Universität gebracht worden waren. In einer späteren Ausstellung unter Leitung von Frau Prof. Dr. Erika Timm und Herrn Prof. Dr. Walter Röhl konnte man sie bewundern. Die Vitrine trug das einem Gebetbuch entnommene Motto: Segne, Gott, uns das tägliche Brod.

Am 5. Juni 1998 begann ich, dem Heu, Stroh und den Reben weitere Schätze zu entwenden. 1996 hatte ich den Entwurf für die beiden Gedenktafeln, die am 17. April in Ediger und Eller angebracht wurden, gezeichnet. Der Gemeinderatsbeschluss war einstimmig erfolgt.

Norbert Krötz und ich bildeten am 14. April 1998 zusammen mit zwei aus Ediger stammenden Damen (Helene Kranz und Dr. Theresia Noll) das Kuratorium.



Am 9. November 1998 jährte sich zum 60. Male die Selbstschändung verführender und verführter Nationalsozialisten. Auch zwei katholische Familien hatten Fensterzerstörungen mit Drohgebärden zu erfahren.

## Vereinsgründung:

Am 6. September 1999 kam es zur Gründung des Bürgervereins Synagoge Ediger, der inzwischen 40 Mitglieder zählt.

Norbert Krötz wurde und blieb Vorsitzender. Aus meiner einleitenden Ansprache seien folgende Sätze zitiert. „Liebe der örtlichen und damit europäisch-christlichen Kultur verschriebene Anwesende! Kultur erhebt den Menschen über den Alltag. Und heute wollen wir uns einer solchen nicht-alltäglichen Angelegenheit widmen: Der Synagoge von Ediger



Die ehemalige Synagoge in Ediger – 1988.

... Aus dem Kuratorium möge nun ein eingetragener Verein entstehen, dessen Anliegen so zu beschreiben ist: Das Synagogengebäude werde von den beiden Eigentümern erworben; alsdann erfolge die Wiederherstellung des alten Zustandes.

Was soll das Gebäude werden? Nichts Geringeres als ein HAUS DER PSALMEN.

Ediger wird sich gemäß seiner Tradition eines der bedeutendsten Schätze würdig erweisen. Ein durch unzählige Gebete geheiligter Raum bleibt in Zukunft nicht im profanisierten Zustand.“

Bereits 1000,- DM waren von künftigen Mitgliedern gespendet worden.

Die Namengebung fand ihren Ursprung in einem Bekenntnis: Am 10. November 1938 ging Frau Barbara Mertens geb. Franzen von ihrem Hof aus die Rathausstraße hoch. Sie sah Kinder in und an der Synagoge und sagte: „Kinder, geht schön hier her-



Das „Haus der Psalmen“ – 2010.

aus! Das Haus hier ist ein Gotteshaus. Der Gott der Juden ist auch unser Gott; und er ist der Vater unseres Jesus Christus. Und die Psalmen, die da die Straße runter liegen – tretet da nicht drauf –, sind dieselben, die wir in der Vesper singen.“

Mit diesen Worten, die mir ihre Tochter Elfriede Pellio übermittelt hatte, war die Namengebung prophezeit. Die Funktion des Sanctuariums ist somit gegeben: das Lied! Der Herr ist mein Hirte (Ps. 23). Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir (Ps. 130). Warum bist du traurig, meine Seele (Ps. 42)? Meine Seele, preise den Herrn (Ps. 146)!

## Geschehnisse:

Im Oktober 1938 war es der 15-jährigen Edith Leeser geb. Aron gelungen, in die USA zu fliehen. Ihre Eltern hatten nicht mehr die Möglichkeit, das irdische Leben zu retten. Als die Tochter in einem ihr überreichten Bilderalbum der früheren Heimat die Darstellung der Gedenktafel sah, fasste sie den Entschluss, ihr ursprüngliches Zuhause wieder aufzusuchen. Und das geschah nach einem halben Jahrhundert Unterbrechung ab 2002 jedes Jahr. Sie kam, sah und strahlte. Sie wird wieder kommen, sehen und strahlen. Lobet den Herrn, alle Völker, preist ihn, alle Nationen! Denn mächtig waltet über uns seine Huld, die Treue des Herrn währt in Ewigkeit. Halleluja! (Ps. 117).

Am 18. Dezember 2002 und am 25. Juni 2003 wurde die Synagoge von den innerlich positiv eingestellten Eigentümern durch den Bürgerverein erworben. Mit Hilfe der Mitgliedsbeiträge und einer großzügigen Spende waren diese Käufe ermöglicht worden.

In einem Zeitraum von sieben fruchtbaren Jahren (siehe Gen 41,25 Pharaos Traum und Josefs Deutung) geschah Folgendes: Räumung des Innern (freiwillige Arbeit), Erneuerung des Dachstuhls (freiwillige Arbeit;

memento, Domine, Willi Habscheid), Decken des Dachs, Guss der Betonbodenplatte, Rekonstruktion der Thoranische und des Rundfensters, Wiederherstellung der drei neugotischen Fensteröffnungen, des teilweise beschädigten Deckenstücks, der Fenster mit farbiger



*Der Zustand der ehemaligen Synagoge während der Renovierung – 2004.*



Verglasung sowie des Portals mit Oberlicht, Reinigung der Decke und Wände (freiwillige Arbeit), Außen- und Innenputz, Farbgebung außen und innen (freiwillige Arbeit), Schieferdeckung des Dachs, Bodenbelag durch Fliesen und Holz. Das zugehörige eiserne Jugendstilgitter und das originale blauweiße Oberlicht des Straßenfensters sind Geschenk des vorherigen Eigentümers. Aus anderer freigeber Hand erhielten wir die ursprünglich vor der Thoranische hängende Lampe.

Unmittelbar am 31. Oktober 2010 fand die liturgische Öffnung des Hauses der Psalmen statt. Mit Edith kamen die Glaubensgeschwister Dr. Heinz Kahn und Frau Inge, Dr. Jürgen Ries mit Frau Lea und ein mir noch nicht bekannter Bruder. In Hebräisch, Englisch und Deutsch redete man den Herrn als Hirten an (Ps. 23), in Latein wurden seine Werke gepriesen (Ps. 103,25). Gleichsam mit einer Stimme erklang aus 150 Herzen das Lied „Lobe den

Herren“ (GL 258 nach Ps. 108). Andacht und Freudsprachen aus Ediths und Norberts Worten.

Am frühen Abend im Saale Christoffel boten Norbert Krötz, Landrat Manfred Schur, Dr. Jürgen Ries (der Kantor), Pastor Peter Lönarz und Schwester Theresia Becker, Franziskanerin, Begrüßungen und Ansprachen. Rückblick in die Geschichte der Synagoge und des jüdischen Lebens in Ediger und Eller war meine Aufgabe.

Der von Kopf und Herz (ratione et fide) gelenkte Ausblick in die Welt der Psalmen bildete den Höhepunkt der Veranstaltung. Referent war der Rektor der Theologischen Fakultät Trier Prof. Dr. Reinhold Bohlen. Der Student Jens Michels aus Cond ließ Robert Schumann erklingen. Es folgten lebhaftige Gespräche. Des Vorsitzenden Begrüßungsrede hatte mit dem unübertreffbaren Zitat geendet: Wenn der Herr nicht baut, bauen alle vergebens (Ps. 127,1).

### Zur weiteren Information:

- ➡ W. WOLPERT, „Wisse, vor Wem Du stehst!“ Ein hundertjähriges Zeugnis des Judentums aus Ediger, in: Freiburger Rundbrief N.F. 4, 1997, S. 41f.
- ➡ W. WOLPERT, Betreffend Abrahamen Juden in Ediger. Die ersten Vertreter jüdischer Bevölkerung seit 1663, in: Kreis Cochem-Zell. Jahrbuch 1998, S. 114–118
- ➡ W. WOLPERT, Eine Illustration zur jüdischen „Fastnacht“ in Ediger, in: Kreis Cochem-Zell. Jahrbuch 2001, S. 105.



# David Dublon – zum Gedenken an einen jüdischen Lehrer und Kantor aus Wittlich

Von Franz-Josef Schmit

Manche Lebensgeschichten erschließen sich am besten, wenn man sie von ihrem Ende her erzählt. Als der jüdische Lehrer und Kantor David Dublon aus Wittlich am 10. Juli 1939 beerdigt wurde, hatten viele deutsche Juden bereits ihre Heimat verlassen. Ein geregeltes jüdisches Gemeindeleben fand nach dem Pogrom vom November 1938 in den wenigen übrig gebliebenen Gemeinden kaum mehr statt. Bereits im März 1938 hatten die jüdischen Gemeinden durch ein Reichsgesetz ihre Stellung als „Körperschaften des öffentlichen Rechts“ verloren. Für die noch verbliebenen Juden klang der anschließende Aufruf der „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“, vertreten durch den Vorsitzenden Dr. Leo Baeck, sicher wenig hilfreich, wenn es dort heißt: *Unverändert besteht die rechtliche und sittliche Pflicht jedes Gemeindemitgliedes, durch finanzielle Leistungen und durch Teilnahme am Gemeindeleben wirtschaftlich und moralisch der Gemeinde und den Einrichtungen der jüdischen Gemeinschaft zu dienen.* Die Realität jüdischen Lebens – vor allem auf dem Land – sah zu diesem Zeitpunkt bereits ganz anders aus, zumal schon seit Ende 1933 viele der damals 1.400 Gemeinden durch Abwanderung in größere Städte oder ins Ausland in Auflösung begriffen waren.<sup>1</sup>



David Dublon im März 1939.

## Beerdigt in Bonn

Man muss schon genau hinsehen, um David Dublons Grab auf dem jüdischen Friedhof in Bonn-Endenich (Römerstraße) überhaupt zu finden: ein einfacher, aus Beton gegossener, flach liegender Kissenstein hat sich erhalten, heute stark überwuchert von Efeu. Nur der Name des Verstorbenen ist noch schwach zu erkennen – Geburts- und Sterbedatum oder irgendwelche Hinweise auf den Toten fehlen. Die Bibel kennt die Vorstellung vom „Sprechen der Steine“ und jüdische Grabmale erzählen in ihrer Gestaltung und Symbolik auch demjenigen etwas vom Leben und Wirken des Bestatteten, der die hebräischen Inschrif-





ten nicht zu lesen versteht. Die Armseligkeit von Dublons Grabstein erklärt dem heutigen Besucher die besonderen Zeitumstände der Bestattung, wie man sie auch auf anderen jüdischen Friedhöfen mit Begräbnissen seit 1939 nachvollziehen kann. Vielleicht gilt dies auch für die einfache Lösung des liegenden Kissensteins, auch wenn dies vor allem ein Hinweis auf die sefardischen Wurzeln des Verstorbenen ist.<sup>2</sup>

So schlicht wie sein Grabmal mag auch die Bestattung des verdienten Lehrers und Kantors gewesen sein. Ob seine Frau Pauline (geb. Goldschmidt) ihren Mann noch begleiten konnte, erscheint eher unwahrscheinlich.<sup>3</sup> Die einzige Tochter Grete, am 19. Juni 1896 in Dülmen geboren, war verheiratet mit dem Kaufmann Erich Baum aus Oberhausen, der bereits 1938 nach Amerika emigriert war. Grete Baum (geb. Dublon) folgte mit der heute in den USA lebenden Tochter Ilse Mack-Baum ein Jahr später.

## Tod in der „St. Paulus-Kuranstalt“

David Dublon war im Juni 1939 in die „St. Paulus-Heilanstalt für Nerven- und Gemütskranke“ (so der Anstaltsname seit 1934) in Endenich bei Bonn eingeliefert worden. Gegründet hatte die Anstalt 1844 Sanitätsrat Dr. Franz Richarz. In der Zeit von 1934 bis 1937 führte die Alexianerbruderschaft mit Sitz in Neuss das Haus in der Sebastianstraße 182. In Folge einer „Sittlichkeitskampagne“ mussten die Brüder 1937 die Leitung der Anstalt abgeben und das Haus wurde ab Januar 1938 als Provinzialanstalt unter der Bezeichnung „St. Paulus-Kuranstalt“ von Franziskansschwestern aus Essen weitergeführt.<sup>4</sup>

„Manisch-depressives Irresein“ wird als offizielle Todesursache auf der Sterbeurkunde Dublons genannt, ausgestellt vom Standesamt Bonn. In einer Ausstellung zum Leben und Wirken jüdischer Kan-

toren aus dem deutschsprachigen Raum des jüdischen Museums Hohenems/Österreich<sup>5</sup> wird auch David Dublon kurz porträtiert und die Vermutung geäußert, er sei *im Rahmen des sogenannten „Euthanasie“-Programmes, der vorsätzlichen Tötung von Heilanstaltsinsassen, ermordet worden.* Dieser Annahme widerspricht Monika Maylahn von der „Gedenkstätte Bonn“ entschieden: *Die St. Paulus Heilanstalt war keine sogenannte ‚Tötungsanstalt‘ im Rahmen des ‚Euthanasie‘-Programmes (...). Es besteht für den in Frage kommenden Zeitraum kein Anlass, an der Todesursache auf der Sterbeurkunde zu zweifeln – da es ja auch keine anders lautenden schriftlichen Unterlagen gibt. Jüdische und auch andere Patienten wurden zwar bereits vernachlässigt (Unterversorgung mit Medikamenten u.ä.) – aber ob das bei David Dublon der Fall war und wie diese*



Die Sterbeurkunde von David Dublon.

Vernachlässigung aussah, ist konkret kaum nachweisbar.<sup>6</sup> Dem ist wohl zuzustimmen, da sich auch keine Patientenakte zu David Dublon erhalten hat.

## Misshandelt während des „Novemberpogroms“

Fest hingegen steht, dass der 72-jährige David Dublon während des „Novemberpogroms“ 1938 in Dülmen/Westfalen in seiner direkt an die Synagoge angrenzenden Wohnung in der Münsterstraße schwer misshandelt worden war und sich bei einem Treppensturz erhebliche Verletzungen zugezogen hatte. Dublons Wirkungsstätte, die im Jahr 1864 eingeweihte Synagoge, wurde verwüstet und in Brand gesetzt, was der Dülmener NSDAP-Ortsgruppenleiter in einem Bericht wie folgt formulierte: *Ein überflüssiges Gebäude ist niedergebrannt und wegen Baufälligkeit dem Erdboden gleichgemacht worden.* Wie in vielen anderen Orten war die Feuerwehr zwar zur Stelle, aber lediglich um das Übergreifen der Flammen auf „arische“ Häuser zu verhindern. Den alten jüdischen Friedhof am Lüdinghauser Tor hatten die Dülmener Nazis bereits 1937 eingeebnet und als Rasenanlage mit einem Blumenbeet in Form eines Hakenkreuzes umgestaltet. Alle jüdischen Männer aus Dülmen wurden in der Nacht vom 9. auf den 10. November in „Schutzhaft“ genommen; sie sollten am 17. des Monats mit anderen Juden aus dem Regierungsbezirk Münster in das KZ Sachsenhausen überstellt werden. Wegen Überfüllung des KZs kam es jedoch nicht dazu. Den Suizid des Inhabers einer Dülmener Leinenweberei kommentiert der NSDAP-Bericht zynisch: *Es handelt sich wohlgermerkt um einen „anständigen“ Juden, der Offizier gewesen sein soll (...). Der jüdische Fabrikant Hermann Leeser hat sich am 13. November 1938 in der Schutzhaft selbst geschächtet.*<sup>7</sup>

Von den 61 Dülmener Juden (Anfang 1933) lebten am 1. Januar 1939 noch 17 Männer, 20 Frauen und fünf Kinder unter 14 Jahren in der Stadt. Bis zum 24. Dezember 1940 konnten noch 23 Juden aus Deutschland flüchten.<sup>8</sup> nicht aber Dublons 1867 in Hannover geborene Ehefrau Pauline. Sie wurde am 5. Dezember 1939 nach Bielefeld abgemeldet und von dort am 31. Juli 1942 zunächst nach Theresienstadt, dann am 23. September 1942 nach Treblinka deportiert und ermordet.<sup>9</sup>

Es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, dass der Chorleiter David Dublon aus Dülmen in dem Pflegeheim verstorben ist, in dem der Komponist unvergessener Chorwerke und Liedvertonungen, Robert Schumann, seine beiden letzten Lebensjahre bis zum Tod am 29. Juli 1856 verbracht hatte.<sup>10</sup> Er steht noch heute mit seinen Vertonungen der Gedichte von Heine, Eichendorff, Chamisso, Rückert und Kerner für wichtige Teile des Repertoires eines jeden Gesangsvereines. Auch David Dublon dürfte mit sei-



Die Kennkarte von Pauline Dublon.



nen beiden Chören in Dülmen diesen Teil des deutschen Volks- und Kunstliedgutes immer wieder einstudiert und vorgetragen haben.

## Wurzeln in Wittlich und Ausbildung in Münster

David Dublon war am 21. Juni 1866 als fünftes von sieben Kindern der Eheleute Salomon Dublon (geb. 1825 in Wittlich) und Regina Mayer (geb. 1829 in Schöneberg) zur Welt gekommen. Die Familie wohnte in der Himmeroderstraße 22 und der Vater betrieb wie viele Wittlicher des weit verzweigten Dublon-Stammes Viehhandel.<sup>11</sup>

Nach dem Besuch der jüdischen Schule in der Karrstraße wechselte David zur „Höheren Stadtschule“ (1876–1879). Dort erhielt er die Ausbildung, die ihn berechtigte, die Aufnahmeprüfung am renommierten, privaten jüdischen Lehrerseminar in Münster, dem „Alexander Haindorf“-Seminar, abzulegen. Dass Dublon dieses Seminar besuchen konnte, lag darin begründet, dass hier zunehmend auch Lehrer aus der Rheinprovinz<sup>12</sup> ausgebildet wurden. Nach zwei Jahren Vorbereitungszeit in der Präparandenanstalt konnte David Dublon 1882 mit der eigentlichen

Ausbildung zum jüdischen Volksschullehrer und Kantor beginnen. Während dieser Zeit lebten die Seminaristen im Internat. David Dublon erhielt wie viele andere Seminaristen aus ärmlichen Verhältnissen finanzielle Unterstützung.<sup>13</sup>

Der jüdische Mediziner, Schriftsteller und Pädagoge Alexander Haindorf (1784–1862) hatte 1825 in Münster den „Verein zur Beförderung von Handwerken unter den Juden und zur Errichtung einer Schulanstalt, worin arme und verwaiste Kinder unterrichtet und künftige jüdische Schullehrer gebildet werden sollen“ gegründet. Während die Handwerker Ausbildung sich als wenig erfolgreich erwies und 1900 eingestellt wurde<sup>14</sup>, konnte das Lehrerseminar trotz großer finanzieller Probleme wichtige Impulse zur Reformierung des jüdischen Schulwesens in seiner hundertjährigen Geschichte (Schließung 1926) vermitteln. Susanne Freund, die das Lehrerseminar in Münster im Rahmen einer Studie zur jüdischen Bildungsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert umfassend dargestellt hat, kommt zum Ergebnis: *Die Absolventen des Haindorfschen Seminars waren in Westfalen und in der Rheinprovinz die ersten qualifiziert ausgebildeten und geprüften Lehrer, denen die undankbare Aufgabe oblag, die größtenteils völlig verwahrlosten Schulen zu reorganisieren.*<sup>15</sup> In der dem Seminar angeschlossenen jüdischen Elementarschule („Übungsschule“) wurden Jungen und Mädchen aus verschiedenen sozialen Schichten koedukativ nach reformpädagogischen Methoden (z.B. Spieltriebtheorie Friedrich Fröbels) von jüdischen und christlichen Lehrkräften unterrichtet. Das interkonfessionelle Konzept der Schule wurde 1839 durch den Staat verboten. Haindorf propagierte dennoch weiter sein Programm der gegenseitigen Annäherung der jüdischen und christlichen Kultur. Diesen Prozess nannte er „Amalgamierung“.<sup>16</sup> Der Unterrichtsplan des

**Verzeichnis der Schüler.**

Bei Einschulung ist der Wohnort nicht angegeben. \* bedeutet Abgang im Laufe des Schuljahres.

	Seite.
1) Benker Elzbiak.	121 Franz Wöhler.
*2) Hermann Johann aus Trier.	122 Salis Schenk.
3) Salomon Strik.	123 Moriz Weyl.
4) Carlheide Karl aus Ungk.	124 Moriz Weyl.
5) Salomon Schick.	125 Moriz Weyl aus Göttingen.
*6) Tobias Schick.	126 David Schick aus Homburg (Saar-Bezirk).
7) Teodoro Jakob aus Ungk.	127 Salis Albert aus Ungk.
8) Hermann Schick.	128 Salis Albert.
9) Salomon Schick.	129 Salis Jakob.
10) Salis Carl.	130 Salis Karl.
11) Salis Moriz.	131 Salis Albert aus Göttingen.

Die Klassenliste der Sexta der Höheren Stadtschule in Wittlich.



Lehrerseminars orientierte sich an den Richtlinien des preußischen Kultusministeriums, ergänzt um die spezifisch religiösen Inhalte für jüdische Elementarlehrer. Die Ausbildung zum „ordentlichen“ Lehrer an einem Lehrerseminar war seit 1872 aufgrund der „Allgemeinen Bestimmungen“ Pflicht. Dennoch war das gesellschaftliche Prestige der Lehrer im Allgemeinen und der jüdischen Lehrer im Besonderen eher gering und die soziale Absicherung höchst prekär, worauf die jüdischen Lehrervereine vor allem nach Ende des Weltkrieges wieder verstärkt hinwiesen. Erst die Lehrerausbildungsreform von 1925/26 brachte eine *hinsichtlich der Ausbildung gleichberechtigte Akzeptanz von jüdischen und nicht-jüdischen Lehrern*.<sup>17</sup> Zudem ging der Lehramtskandidat weitreichende Verpflichtungen ein: Nach bestandem Examen, das an einem staatlichen Seminar abgelegt werden musste, da das „Haindorfsche“-Seminar nie die Prüfungsberechtigung erlangen konnte, musste jede zugewiesene Stelle angetreten werden. Innerhalb von acht Jahren durfte die Stelle nur mit Zustimmung des Vereins in Münster gewechselt werden – wer das *Schulfach* ganz aufgab, musste die Ausbildungskosten an die „Haindorfsche“-Stiftung sofort zurückzahlen. Schließlich hatten die ehemaligen Seminaristen ihre Ausbildungskosten in jährlichen Raten zurückzuerstatten.<sup>18</sup>

Da jüdische Lehrer in den kleinen Gemeinden auf dem Land nicht nur für den Unterricht zuständig waren, sondern auch das Amt des Vorbeters und Kantors zu verwalten hatten, wurden die Lehramtskandidaten in Münster auch auf die Tätigkeit als Kultusbeamte vorbereitet. Die jungen Männer gestalteten mit ihren Ausbildungslehrern Gottesdienste, wobei als Leitlinie galt: *Das Alte zu ehren und nicht durch unüberlegte Neuerungen mehr zu schaden als zu nützen*.<sup>19</sup>

Der Lehrer und Kantor Joseph B. Levy aus Frankfurt/M. kritisiert jedoch in einem Vortrag 1910 in scharfer Form die Ausbildung der „Lehrerkantoren“: *Unmöglich konnten die kleinen und die mittleren Gemeinden die Mittel erschwingen, zwei oder gar drei Beamte zu besolden (...). Die Lehrerseminare mußten sich wohl oder übel mit dieser Tatsache abfinden, haben es auch getan, indem sie das kantonale und das Schächtfach in den Lehrplan aufnahmen (...). Wenn ich Ihnen diese Ausbildungszustände in den richtigen Farben ausmalen wollte, wahrlich, ich brauchte dazu einen großen Farbtopf, aber nur e i n e Farbe, die schwarze. Letztlich meint Levy, der kantonale Unterricht an den Seminaren friste lediglich ein Scheindasein.<sup>20</sup> Joseph Levy, selbst ein so genannter „Lehrerkantor“, sieht trotz der unzureichenden Seminausbildung in der Koppelung beider Ämter das einzig realistische Modell für die kleineren Gemeinden: *Der Kantor gibt dem Lehrer die Weihe, die Würde, die künstlerische Art – der Lehrer dem Kantor den Vorzug des nicht einseitig musikalisch, sondern auch allgemein wissenschaftlich Gebildeten, seinem eventuellen Gesang- und Musikunterricht die besondere pädagogische Ader*.<sup>21</sup>*

Obwohl die Absolventen aus Münster aufgrund ihrer soliden Ausbildung häufig direkt von jüdischen Gemeinden angefordert wurden, kam es in nicht wenigen Gemeinden zu erheblichen Konflikten, weil die „Haindorfer“ religiös-liberal ausgebildet waren, was orthodoxen Kräften in Gemeinden missfallen musste.

Nach Verlassen des Seminars 1885 trat David Dublon seine erste Lehrerstelle in Kirchberg auf dem Hunsrück an, wo er aber nur ein Jahr blieb.<sup>22</sup> Das war für die damaligen Verhältnisse keineswegs ungewöhnlich. Zu unsicher gestalteten sich die Anstellungsverhältnisse, zu groß waren die



Abhängigkeitsverhältnisse von den finanzschwachen kleinen Landgemeinden. Noch im Jahr 1920 (!) kritisiert ein Mitglied des Vorstandes des „Verbandes der jüdischen Lehrervereine im Deutschen Reiche“ in scharfer Form diese Arbeits- und Anstellungsbedingungen für Lehrer und Kultusbeamte in den Gemeinden: *Der Vorsteher auch der kleinsten Gemeinde – und er erst recht – hält sich auch heute noch für den persönlichen Vorgesetzten des Kultusbeamten (...). Landgemeinden, die ein Jahresgehalt zahlen, das nicht höher ist als das Monatseinkommen, das augenblicklich ein deutscher Arbeiter bezieht, gehören nicht zu den Seltenheiten.*<sup>23</sup>

## Kantor und Lehrer in Dülmen

In der kleinen jüdischen Gemeinde der Stadt Dülmen in Westfalen, 35 Kilometer entfernt von Münster, übernahm Dublon am 1. Mai 1889 die Stelle als Lehrer und ein Jahr später auch die Kantorenaufgabe für die kleine Gemeinde. Auf dem Verwaltungsbogen ist extra vermerkt: *Anstellung, definitiv*, was für die damaligen Anstellungsverträge außergewöhnlich war. Die Dülmener „Judenschule“ war 1801 als private jüdische Schule gegründet und 1862 als öffentliche Schule anerkannt worden. Fast alle Vorgänger Dublons hatten wie er ihre Ausbildung am Seminar in Münster erhalten. *Die Absolventen des Münsteraner Seminars waren und blieben religiös-liberale Lehrer, die sich zum einen mit einem Minimum an religiösen Formen und Gebräuchen begnügten, und sich zum anderen durch ein besonders hohes Bildungsniveau auszeichneten.*<sup>24</sup> Trotzdem besuchten nur sieben von 17 schulpflichtigen jüdischen Kindern den Unterricht von Dublon, während die anderen auf die katholische Rektorats-, Töchter- oder evangelische Schule gingen. Um 1910

schien der Fortbestand der jüdischen Schule Dülmens erstmals ernsthaft in Gefahr. Die städtischen Körperschaften hatten sich jedoch  *einstimmig* für die Beibehaltung der Schule ausgesprochen und dies als Entgegenkommen gegenüber der *hiesigen jüdischen Gemeinde, die 1/5 des ganzen Gemeindesteuerbedarfs aufbringt*, gewertet. Außerdem wird auf David Dublon verwiesen: *In Betracht kam ferner, dass der zeitige Lehrer 46 Jahre alt und hier schon über 24 Jahre tätig ist.*<sup>25</sup> Im Januar 1914 beantragte die Königliche Regierung in Münster (Abt. Kirchen- und Schulwesen) die Auflösung der „Judenschule“, und zwar *unter gleichzeitiger Versetzung des Lehrers Dublon in eine andere Schulstelle*. Damit war das Ende der Schule gekommen. Doch die Abwicklung der Schule dauerte nochmals ein Jahr, weil der zuständige Minister darauf bestand, dass Dublon an eine andere Schule versetzt wird. Zu dieser Versetzung kam es nicht mehr und die jüdische Schule wurde zum 1. April 1916 wegen zu geringer Schülerzahl mit gleichzeitiger Pensionierung David Dublons aufgelöst. Das Inventar der jüdischen Schule hatte man Dublon *leihweise auf jederzeitigen Widerruf überlassen*. David Dublon wirkte weiter als Kantor der Dülmener Gemeinde und erteilte nebenamtlich Religionsunterricht in den kleineren Filialgemeinden Billerbeck, Haltern und Lüdinghausen. Diesen privaten Religionsunterricht Dublons besuchten in Dülmen bis 1932 auch jüdische Kinder, die christliche Schulen besuchten.<sup>26</sup> Wenn man die zuvor beschriebenen wirtschaftlichen Verhältnisse jüdischer Lehrer und Kantoren sowie deren Anstellungsbedingungen durch die Gemeinden bedenkt, so muss die über fünfzigjährige Tätigkeit David Dublons in ein und derselben Gemeinde als bemerkenswert und besonderer Glücksfall für die Gemeinde und ihren Lehrer und Kultusbeamten hervorgehoben werden. Eine solche jahrzehntelange

Zusammenarbeit war die absolute Ausnahme und kann nur durch ein besonderes gegenseitiges Vertrauensverhältnis erklärt werden.

Der „Allgemeine Deutsche Kantorenverband“ wurde 1906 offiziell gegründet; zuvor hatte lediglich eine „Kantorenkommission“ innerhalb des „Verbandes der jüdischen Lehrervereine im Deutschen Reiche“ die Interessen der jüdischen Lehrer, die gleichzeitig als Kantoren in den Gemeinden eingesetzt waren, vertreten. David Dublon gehörte, wie durch eine Mitgliederliste der Jahre 1924/25 zu belegen ist, dem „Verein Israelitischer Lehrer der Rheinprovinz und Westfalens“ mit Sitz in Essen an; damit war er einer der 56 organisierten westfälischen Lehrer.<sup>27</sup> Aufgrund der Nähe zwischen Lehrer- und Kantorenverband darf eine Mitgliedschaft Dublons auch im Kantorenverband als sehr wahrscheinlich angenommen werden.

In einem Referat, das die Notwendigkeit der Verbandsgründung darlegte, war zu vernehmen, dass die Kantoren ihren Kontrakt *meistens von Jahr zu Jahr erneuern* müssten und dass sie *der Willkür ihrer Vorgesetzten ausgesetzt seien*. Zu den Anstellungsverhältnissen stellt der Referent fest: *Ständig schwebt das Damoklesschwert der Kündigung über dem Haupte der jüdischen Kultusbeamten und man läßt ihn zum Hungerlohne arbeiten*. Ein Jahreslohn von 700-1000 Mark wird als Normallohn genannt.<sup>28</sup> Der Kantorenverband vertrat seit seiner Gründung mit großem Einsatz die Interessen seiner Mitglieder gegenüber dem „Deutsch-Israelitischen-Gemeinde-Bund“ (D.I.G.B.), was angesichts der herrschenden Zustände in den Gemeinden dringend notwendig war. Dabei wurde immer wieder eine *notwendige Achtung* vor dem traditionsreichen Amt eingefordert, was auch *der kulturellen Entwicklung der deutschen Judenheit* angemessen sei. Eine gesetzliche

Gleichstellung mit den „Kirchendienern“ der evangelischen Kirche wurde als *Verunglimpfung unseres Standes* entschieden zurückgewiesen.<sup>29</sup>

## Dülmen – ähnlich wie Wittlich

Als David Dublon nach Dülmen kam, hatte die Stadt knapp 5.000 Einwohner, davon 84 Juden. Von 1890 bis 1933 nahm die Bevölkerung durch die verstärkte Industrialisierung stark zu, während der Anteil der Juden weiter sank (Anfang 1933: 10.666 zu 72). Dies entsprach aber einer Entwicklung für ganz Deutschland. Gründe dafür waren vor allem verstärkte Familienplanung, Mischehen und Konversionen.<sup>30</sup> Für Dülmen selbst spielten Mischehen und Konversionen jedoch keine Rolle, sondern die Abwanderung vor allem junger Juden in größere Städte reduzierte den jüdischen Bevölkerungsanteil. Hinsichtlich der Berufsstruktur fand Dublon ähnliche Verhältnisse wie in seiner Heimatstadt Wittlich vor: freie Berufe (Ärzte, Juristen) gab es kaum, dafür einige Kaufleute und vor allem Viehhändler. Zwei der drei Webereien hatten jüdische Besitzer. Insgesamt waren die wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Familien nicht sonderlich groß. Die Dülmener Juden gehörten überwiegend dem besseren Mittelstand an. Im Gegensatz zu den meisten westmünsterländischen Juden, die sich am orthodox ausgerichteten Bezirksrabbinat Recklinghausen orientierten, lebten die Dülmener Juden ein liberales Judentum, das dem Bezirksrabbinat Münster zugeordnet war. So berichtet ein Zeitzeuge (geb. 1918) zum Sabbat-Gottesdienst: *Nach dem Dienst war man gewöhnlich noch draußen beisammen. Man plauderte und rauchte gemeinsam (auch der Lehrer Dublon war dabei!) eine Zigarette*. Bei strenger Einhaltung der Sabbatvorschriften wäre dies kaum vorstellbar gewesen. Diese liberale Aus-



richtung wird auch in der Unterstützung des Lehrerseminars in Münster erkennbar. Der Kaufmann Jacob Leeser fungierte als örtlicher Geschäftsführer des Seminars in Dülmen und kümmerte sich um Spenden für das Seminar, die von fast allen jüdischen Familien der Stadt kamen. Noch 1885, also vier Jahre vor Dublons Tätigkeit in Dülmen, wird vermerkt, dass ausgerechnet der Lehrer der Gemeinde aufgrund seines zu niedrigen Gehaltes nichts spenden konnte. Das lässt durchaus Rückschlüsse auf ein ebenfalls wenig üppiges Gehalt für David Dublon zu.

Ähnlich wie in Wittlich waren zahlreiche Dülmener Juden in den örtlichen Vereinen als Mitglieder, wenn auch nicht in den Vorständen, tätig. Den fehlenden Bedarf an eigenen jüdischen Vereinen erklärt eine Dokumentation zur jüdischen Gemeinde Dülmens für den Zeitraum 1815–1933 mit dem *normalen Zusammenleben der jüdischen Minderheit mit der katholischen Mehrheit*.<sup>31</sup> Die nachfolgende Feststellung, die Juden seien *vollkommen integriert in Dülmen* gewesen, erscheint für Dülmen ähnlich undifferenziert, wie man dies auch noch immer in Wittlich für die Zeit vor 1933 glaubt bilanzieren zu können.<sup>32</sup> Diese zurückhaltende Einschätzung wird auch durch die abschließende Betrachtung in der Dülmener Dokumentation nicht zwingend widerlegt: *Sie (die Juden, d.V.) hatten blühende Geschäfte aufgebaut und waren durch langes Wohnen und Wirken am selben Ort eng mit der Stadt verbunden. Sie waren Deutsche jüdischer Religion, politisch vielleicht eher konservativ als progressiv und hatten im Ersten Weltkrieg dieselben Erfahrungen wie ihre katholischen und evangelischen Mitbürger gesammelt; ihre Gefallenen waren inmitten der anderen an der städtischen Gedenktafel vermerkt, wurden auch später nicht ausgelöscht. Möglicherweise glaubten sie, so nie-*

*mandem einen Grund für Verfolgungen zu geben, und hofften, daß diese nicht und nie mehr vorkommen würden.*

## David Dublon als Chorleiter

Neben seiner Tätigkeit als Kantor leitete David Dublon ab 1890 den zwei Jahre zuvor gegründeten



David Dublon (mitte) im Kreise seiner Chorsänger – 1913.

„Männergesangverein Sängerbund“ und seit 1920 auch den „Sängerchor Loreley“.<sup>33</sup>

In der Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum des „Sängerbundes“ 1963 ist über den jüdischen Leiter zu lesen: *Einen würdigen Nachfolger fand der Verein in Herrn David Dublon, Lehrer in Dülmen, der ununterbrochen bis zum Jahre 1933 den Chor dirigierte. Durch intensive Schulung brachte Herr Dublon seinen Sängerkhor auf einen hohen Leistungsstand. Bereits 1892 hatte der Chor bei regionalen Wettbewerben erste Preise ersungen. Mit Blick auf die Auflösung des „Sängerbundes“ im Zuge der so genannten „Gleichschaltung“ 1933 schreibt der Chronist: Unermüdlich und uneigennützig hatte Dublon über 40 Jahre lang seine ganze Kraft dem Verein gewidmet und als musterhafter Dirigent den Chor zu hoher Blüte gebracht.*

Im Jahre 1910 war der „Sängerchor Loreley“ gegründet worden, der 1925 über 65 aktive Sänger verfügte. In der Festschrift von 1960 ist über David Dublon geschrieben: *Für ihn übernahm David Dublon den Dirigentenstab. Schon am 28. Mai des folgenden Jahres wurde unter der Leitung des neuen Dirigenten beim Gesangswettbewerb in Marl-Hüls der 1. Ehrenpreis ersungen (...). Durch unermüdliche Arbeit unseres Chorleiters David Dublon und der tatkräftigen Unterstützung aller Sangesbrüder war im Laufe der Jahre aus der kleinen Sängergemeinschaft ein Chor von beachtlicher Stärke geworden (...). Im März 1933 wurde unserem Chor nahegelegt, unseren langjährigen Dirigenten David Dublon auf Grund seiner nicht arischen Abstammung seines Amtes zu entheben. Schweren Herzens, dem Druck der Zeit sich beugend, mußte unser Chor dem Befehl nachkommen, wollten wir nicht Gefahr laufen, daß unser Chor dem Untergang preisgegeben wurde, denn selbst der Name unseres Chores „Sängerchor Loreley“<sup>34</sup> hatte Anstoß erregt, nicht arisch zu sein.*

Zwei sehr typische Festschrift-Würdigungen<sup>35</sup>, aber auch bezeichnend hinsichtlich der Haltung der Bevölkerung zu ihrem „jüdischen Mitbürger Dublon“. Und auch ein Beleg, dass die „Integration“ der Juden in die Mehrheitsgesellschaft mehr Behauptung (und auch jüdische Selbsttäuschung) war als historische Realität.

Während der NS-Zeit bleibt der Name des verdienten ehemaligen jüdischen Chorleiters in der gleichgeschalteten Dülmener Lokalpresse unerwähnt. Die „Jüdische Schulzeitung“<sup>36</sup> veröffentlichte am 1. Juni 1936 unter der Rubrik „Persönliches“ eine kurze Würdigung:

*Am 21. Juni vollendet der Kollege David Dublon in Dülmen sein 70. Lebensjahr. Lange Jahre hindurch hat er als Vorbeter, Prediger und Lehrer in dieser weitaus vom Lärm der großen Welt gelegenen Gemeinde gewirkt. Dublon war seinen Schutzbefohlenen immer ein zuverlässiger Führer, und auch heute noch bilden er und seine feingeistige Gattin den Mittelpunkt der Gemeinde. Die Kunst ist beiden holde Begleiterin durchs Leben gewesen, und was an musikalischer Kultur in dem kleinen westfälischen*



Die Kennkarte von David Dublon.







*Todesanzeige von David Dublon.*

*Städtchen reifte, war zu einem Teil das Werk des Kollegen Dublon. Im etwas für die Juden ruhigeren „Olympia-Jahr“<sup>37</sup> schließt der Text mit dem alten jüdischen Glückwunsch: Ad mea wessrim schana! – bis hundertzwanzig Jahre!*

## Opfer der Barbarei

David Dublons Leben und das seiner Familie stand spätestens ab Januar 1933 unter keinem guten Stern mehr. Auch wenn er sicherlich zuvor schon harte und entbehrungsreiche Jahre als Schüler, Lehrer und Kantor erlebt hatte wie auch glückliche Stunden im Kreise seiner Familie, Gemeinde und Chorsänger, so konnte von Normalität im Leben eines deutschen Juden ab 1933 keine Rede mehr sein.<sup>38</sup> Es waren nicht nur die körperlichen Verletzungen vom November 1938, die David Dublon als Menschen

gebrochen haben. Ein Mann wie David Dublon war tief mit der deutschen Kultur verbunden und hat seinen bescheidenen Anteil zum kulturellen Leben seiner Heimatstadt geleistet. Die NS-Barbarei, ausgeübt und verantwortet von deutschen Mitbürgern, hat ihn nach Bonn-Endenich gebracht.

Als Dublon 1939 starb, gab es in Deutschland keine unabhängigen jüdischen Zeitungen mehr. Lediglich ein Nachrichtenblatt, herausgegeben von der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“, konnte nach dem November 1938 noch erscheinen. Diese Interessensvertretung der deutschen Juden wurde von den Nationalsozialisten scharf kontrolliert und unterstand ab September 1939 zunächst dem Propagandaministerium und ab September 1941 der direkten Kontrolle des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA). Der Nachruf im „Jüdischen Nachrichtenblatt“ (Nr. 56 vom 14. 7. 1939) lautet: Dülmen i.W.

*Der langjährige Lehrer und Vorbeter der jüdischen Gemeinde, David Israel Dublon, ist am 6. Juli 1939 in einem Sanatorium bei Bonn, wo er glaubte Heilung zu finden, nach kurzem Leiden im 74. Lebensjahr verschieden. Mit ihm verliert die jüdische Gemeinde einen Mann, der menschlich zu den besten im jüdischen Kreise gehörte. 51 Jahre wirkte er als Lehrer und Seelsorger in der Gemeinde, und noch vor einem Jahre war es ihm vergönnt, sein goldenes Jubiläum zu feiern.*

Ein Nachruf in Zeiten der zensierten Presse.<sup>39</sup> Die Todesanzeige seiner Dülmener Gemeinde, die einige Tage später in der gleichen Zeitung erschien, würdigt David Israel Dublon, wie es dem verdienstvollen Menschen zusteht – die wirklichen Ursachen seines bitteren Endes dürfen aber auch hier nicht erwähnt werden.<sup>40</sup>

Und damit wären wir wieder am traurigen Anfang einer zwar wenig spektakulären, aber nicht desto

weniger erinnernden Lebensgeschichte eines Juden in Deutschland. Einer Geschichte großer Hoffnungen und tiefer Enttäuschungen.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> ZIMMERMANN, Moshe: Die deutschen Juden 1914–1945 (= Enzyklopädie Deutscher Geschichte, Bd. 43). München 1997, S. 58f. (zitiert: ZIMMERMANN 1997). Die Erklärung von L. Baeck ist zitiert nach: Gemeindeblatt der Israelitischen Gemeinde Frankfurt a. M., Nr. 7, April 1938, S. 8. Auf die besonders schwierige Lage der kleinen Gemeinden machte bereits im Juni 1933 ein Beitrag mit dem Titel „Kleinstadt und Dorf“ in der Zeitung des „Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.)“ aufmerksam (Nr. 25, 22. 6. 1933).

<sup>2</sup> WEIN-MEHS, Maria: Juden in Wittlich 1808–1942. Wittlich 1996, S. 31 schreibt zur Herkunft des Dublon-Namens aufgrund der Namensgebung von 1808: *In einigen Nachkommen der Familie Dublon lebt die vage Erinnerung, daß ihre Vorväter einst aus Spanien kamen. Dann wäre der Familiennamen Dublon als Bezeichnung für eine spanische Münze, die im 18. Jahrhundert im Trierer Land als Zahlungsmittel noch bekannt war, von diesen Juden bewußt gewählt worden.* (zitiert: WEIN-MEHS 1996). Zu den liegenden Grabsteinen der Sefarden und der sprechenden Symbolik jüdischer Grabmale, vgl. das Kapitel „Friedhofskultur“ bei BROCKE, Michael/MÜLLER, Christiane E.: Haus des Lebens: Jüdische Friedhöfe in Deutschland. Leipzig 2001, S. 18–37, bes. S. 24.

<sup>3</sup> Für diese Annahme spricht u.a., dass der Gemeindediener der jüdischen Gemeinde Bonn den Tod beurkunden ließ.

<sup>4</sup> Auskunft vom 14. 12. 09 von Linda Orth, die über die „Anstalt für Behandlung und Pflege von Gemütskranken und Irren“ gearbeitet hat. Konkrete Auskünfte zu David Dublon konnten weder die Alexianer in Berlin noch die Essener Franziskanerschwestern auf Anfrage erteilen.

<sup>5</sup> Vgl. „Kantormania“. Von Salomon Sulzer zum Jazz Singer. Didaktikmappe zur Ausstellung. Oktober 2004, S. 14.

<sup>6</sup> Schriftliche Auskunft vom 3. 11. 09, Gedenkstätte Bonn.

<sup>7</sup> Die Vorgänge während des „Novemberpogroms“ in Dülmen sind vielfach dokumentiert, z.B. in: PRACHT-JÖRNS, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen. Tl. IV: Regierungsbezirk Münster. Köln 2003, S. 190–197. Ferner: Heinz BRATHE, Dülmener wie andere auch – das Ende der jüdischen Gemeinde 1933/42, in: Juden im Kreis Coesfeld. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Kreises Coesfeld. Hrsg. vom Kreis Coesfeld. Coesfeld 1990, S. 117–216. (zitiert: Coesfeld 1990). Der Verfasser bezieht sich hier überwiegend auf ein Skript von Günter PETERS „Die Reichskristallnacht“, das aus Artikeln der „Dülmener Zeitung“ und der „Dülmener Heimatblätter“ zusammengestellt wurde (Stadtarchiv Dülmen).

<sup>8</sup> Vgl. Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe – Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Münster. Hrsg. von Susanne FREUND, Franz-Josef JAKOBI und Peter JOHANEK (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLV: Quellen und Forschungen zur jüdischen Geschichte in Westfalen, Bd. 2). Münster 2008: Ortsartikel Dülmen von Friedrich-Wilhelm HEMANN, S. 310–325, S. 317 (zitiert: Hist. Handbuch 2008).

<sup>9</sup> Stadtarchiv Dülmen, Kennkarten der Familie Dublon und Gedenkbuch/Bundesarchiv: [www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html](http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html) (Paula Dublon).

<sup>10</sup> Robert Schumann (1810–1856) war nach einem Selbstmordversuch (Sprung in den Rhein bei Düsseldorf) nach Bonn-Endenich gekommen und wurde nach seinem Tod auf dem Alten Friedhof in Bonn bestattet. Heute befindet sich im Gebäude der Heilanstalt eine Schumann-Gedenkstätte.

<sup>11</sup> WEIN-MEHS 1996, S. 421–421. Die Familie ist seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Wittlich nachgewiesen.

<sup>12</sup> Rheinprovinz (ab 1836), gemeint sind die fünf preußischen Regierungsbezirke Aachen, Düsseldorf, Koblenz, Köln und Trier.

<sup>13</sup> Diese wurde aus Spenden der jüdischen Gemeinden der Rheinprovinz gezahlt; vgl. Bericht des Seminars 1884/85 über 100 Mark Beköstigungszuschuss für David Dublon (Auskunft Stadtarchiv Dülmen). Vor allem die Seminaristen aus der



Rheinprovinz stammten überwiegend aus finanzschwachen Familien.

<sup>14</sup> Die Umschichtung der jüdischen Berufe war vom preußischen Staat gefordert worden als Beitrag zur jüdischen Assimilation. Das Konzept in Münster scheiterte am implizit wirksamen humanistischen Bildungsideal Haindorfs, aber auch an der allgemeinen Krise des Handwerks durch die zunehmende Industrialisierung der Wirtschaft.

<sup>15</sup> FREUND, Susanne: Jüdische Bildungsgeschichte zwischen Emanzipation und Ausgrenzung. Das Beispiel der Markshaindorf-Stiftung in Münster (1825–1942). Paderborn 1997, S. 156 (zitiert: FREUND 1997).

<sup>16</sup> Der Begriff „Amalgamierung“ stammt aus den Naturwissenschaften. Im übertragenen Sinne bedeutet er hier, dass durch ein interkonfessionelles Lernen die jüdischen Kinder zunächst eine „christliche Bildung“ erhalten sollten. Vgl.: Susanne FREUND, Jüdisches Schul- und Ausbildungswesen in Westfalen im 19. Jahrhundert. In: MENNEKEN, Kirsten/ZUPANCIC, Andrea (Hrsg.): Jüdisches Leben in Westfalen. Eine Ausstellung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Dortmund e.V. Essen 1998, S. 91–97, hier S. 93.

<sup>17</sup> FREUND 1997, S. 284.

<sup>18</sup> Vgl. ebd., S. 157.

<sup>19</sup> Zit. nach FREUND 1997, S. 152.

<sup>20</sup> Joseph B. LEVY, Der Vorbeter in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vortrag, gehalten auf dem 5. Verbandstag der jüdischen Lehrervereine im Deutschen Reiche zu Frankfurt a. M. am 28. Dezember 1910 (veröffentlicht 1911, Judaica Sammlung Frankfurt, 43 Seiten), S. 20f. (zitiert: LEVY 1911).

<sup>21</sup> Ebd., S. 34.

<sup>22</sup> Vgl. Gustav SCHELLACK, Die jüdische Schule in Kirchberg/Hunsrück. In: Sachor. Beiträge zur jüdischen Geschichte und zur Gedenkstättenarbeit in Rheinland-Pfalz, Heft 16, 1998, S. 42–47.

<sup>23</sup> Moritz Steinhardt (Magdeburg) in der Zeitschrift „Im deutschen Reich“, Nr. 5, Mai 1920, S. 155–157, hier S. 155f. Für die

Zeit, als David Dublon noch aktiv als Lehrer und Kantor tätig war, liegt eine detaillierte Analyse vor von Salomon ANDORN: Die wirtschaftliche Lage der jüdischen Lehrerschaft im Deutschen Reiche. Vortrag bei der 4. Verbandstagung der jüdischen Lehrervereine 1907 in Crefeld. (=Judaica Sammlung Frankfurt/M).

<sup>24</sup> FREUND 1997, S. 284.

<sup>25</sup> Schreiben des Bürgermeisters vom 3.12.1912 und nachfolgende Hinweise (Stadtarchiv Dülmen, Bestand Bn 34).

<sup>26</sup> Vgl. Hist. Handbuch 2008, S. 320.

<sup>27</sup> Vgl. Dieter ASCHOFF, Zum jüdischen Vereinswesen in Westfalen. In: Westfälische Forschungen, Jg. 39, 1989, S.127–157, S. 130, Lehrerliste im Anhang 1, S. 155. Über den Kantorenverband liefert der Beitrag keine Informationen.

<sup>28</sup> „Allgemeine Zeitung des Judentums“, Nr. 31, 3. 8. 1906, S. 366. (Bericht über die Generalversammlung, 1906).

<sup>29</sup> Vgl. LEVY 1911, S. 24. Eine solche Gleichstellung hatte der Staat Preußen um 1910 vorgesehen. Levy zu diesem Vorhaben: *Der § 116 reiht den Vorbeter in die Klasse der „Kirchendiener“ ein, stellt ihn dadurch dem Küster, dem Totengräber und ähnlichen Beamten der christlichen Kirchengemeinden gleich. Der jüdische Vorbeter, der Träger des jüdischen Gottesdienstes – ein Kirchendiener! O, wie tief muß die Wertschätzung unseres Gottesdienstes gesunken sein! Ein Kirchendiener ist der Mann, den ihr für würdig erachtet, euer Gebet dem Höchsten zu übermitteln!*

<sup>30</sup> ZIMMERMANN 1997, S. 13 zum Problem der „Mischehen“: *Die Zahl lag zwischen 1920 und 1930 bei zirka einem Drittel aller jüdischen Ehen, während sie im Jahre 1908 nur 10 % ausgemacht hatte. 1933 erreichte der Anteil der „Mischehen“ unter jüdischen Eheschließungen dann 40 %. Nur ein Viertel der Kinder aus „Mischehen“ wuchsen auch als Juden auf.*

<sup>31</sup> Die Darstellung basiert auf Joost BECKER und Helga BECKER-LEESER, Dülmener Bürger – die jüdische Gemeinde 1815–1933, in: Juden im Kreis Coesfeld. Coesfeld 1990, S. 88–116 (wie Anm. 7).

<sup>32</sup> WEIN-MEHS 1996 urteilt für Wittlich aufgrund ihrer genau-

en Darstellung der jüdischen Mitgliedschaften in jüdischen und nichtjüdischen Vereinen der Stadt sehr viel differenzierter als zahlreiche andere Darstellungen.

<sup>33</sup> Vgl. Günter W. PETERS, Dülmen – eine Stadt des Chorgesangs. In: Dülmener Heimatblätter. Jg. 1997, Heft 3/4, S. 12–16.

<sup>34</sup> Heinrich Heines Gedicht „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, meist „Loreley“ genannt, war in Lesebüchern der NS-Zeit zwar nicht getilgt, wurde aber mit dem Autorenhinweis *Unbekannter Verfasser* gedruckt.

<sup>35</sup> Hier zitiert nach einem Manuskript von Günter W. PETERS, Berichte über den Chordirigenten David Dublon aus Dülmen, Münsterstraße 34 für Frau Helga Becker-Leeser, o.J. (Stadtarchiv Dülmen).

<sup>36</sup> Dublon war Mitglied im „Verein Israelitischer Lehrer der Rheinprovinz und Westfalens“, der bereits 1856 in Hamm gegründet worden war; besondere Aktivitäten in diesem Verein sind für Dublon aber nicht nachweisbar (Hinweis in Hist. Handbuch 2008, S. 322, vgl. Anm. 27).

<sup>37</sup> In der NS-Zeit waren fast 2.000 „Sondergesetze“ und Ergänzungsverordnungen gegen Juden erlassen worden, die

deren Alltag immer mehr einschränkten; lediglich 1936 hatten die NS-Behörden mit Blick auf die Rheinlandbesetzung (März) und die Olympiade (Juli–August) judenfeindliche Maßnahmen ausgesetzt und diskriminierende Plakate aus der Öffentlichkeit entfernt.

<sup>38</sup> Vgl. WALK, Joseph (Hrsg.): Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat, Heidelberg 1996.

<sup>39</sup> Die Zensur im „Jüdischen Nachrichtenblatt“ bezog sich auch auf den Anzeigenteil, wie die Untersuchung von Clemens Maier an zahlreichen Beispielen belegen kann. Zum besonderen Charakter dieser letzten jüdischen Zeitung vgl. DERS., Das „Jüdische Nachrichtenblatt“ 1938–1943 – Instrument der Verfolgung und Mittel der Selbstbehauptung. In: Deutsch-jüdische Presse und jüdische Geschichte. Dokumente, Darstellungen, Wechselbeziehungen. 2 Bde. Hrsg. von LAPPIN, Elenore/NAGEL, Michael. Bremen 2008, Bd. 2, S. 163–178.

<sup>40</sup> Ab dem 1. Januar 1939 mussten alle reichsdeutschen Juden den stigmatisierenden Zunamen *Israel* (Männer) bzw. *Sara* (Frauen) tragen; das „Jüdische Nachrichtenblatt“ musste diese Regelung auch für die Todesanzeigen übernehmen.



# Christliche Identität – auf Kosten des Judentums?

Auch in den Jahren 2009/2010 veranstaltete das Emil-Frank-Institut zahlreiche Vorträge in Kooperation mit verschiedenen Partnerorganisationen. Sie waren großenteils in die Veranstaltungsreihen zum Jubiläum „700 Jahre Juden in Wittlich“, „100 Jahre Synagoge Wittlich“ und „Erinnerungen an Schalom Ben-Chorin“ eingebunden (siehe jeweils eigener Bericht).

Daneben konnte das Institut anlässlich der „Woche der Brüderlichkeit“ im März 2009 zusammen mit der „Trierer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ Prof. em. Dr. Hanspeter Heinz aus Augsburg begrüßen. Er leitet seit 1974 den Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK).

In seinem Vortrag „Christliche Identität – auf Kosten des Judentums?“ nahm Prof. Heinz entschieden

Stellung zu der im März 2009 von dem Gesprächskreis veröffentlichten Erklärung „Nein zur Judenmission – Ja zum Dialog zwischen Juden und Christen“. Diese hatte eine ungewöhnlich heftige theologische Diskussion ausgelöst. Die Verfasser der Erklärung sprachen sich pointiert gegen eine Missionierung von Juden durch Christen aus und protestierten gegen die Neuformulierung der Karfreitagsfürbitte innerhalb des außerordentlichen Tridentinischen Ritus.



*Prof. Heinz bei seinem Vortrag.*

## Zur weiteren Information:

- ➞ Nein zur Judenmission – Ja zum Dialog zwischen Juden und Christen. Erklärung des Gesprächskreises „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken, hrsg. v. Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), Bonn 2009
- ➞ Hanspeter Heinz, Nicht nur aus Opportunitätsgründen. Zum aktuellen Disput über ein Nein zur Judenmission, in: Herder Korrespondenz, Bd. 63 (2009), S. 318–321.

# Der jüdische Gottesdienst zu Sabbatbeginn

Eine persönliche Erfahrung des jüdischen Gottesdienstes wollte eine Exkursion im Juni 2009 für Christen ermöglichen. Höhepunkt war die Teilnahme der Gruppe aus Wittlich und Umgebung am Freitagabendgebet zu Sabbatbeginn (Kabbalat Schabbat) der Jüdischen Kultusgemeinde Trier. Der Tag begann mit einem Besuch auf dem alten Trierer Jüdischen Friedhof in der Weidegasse mit

Erklärungen zu jüdischen Friedhöfen im Allgemeinen und zu ausgewählten Grabsteinen im Besonderen. Daran schloss sich eine Führung durch das mittelalterliche jüdische Trier in der Judengasse und durch Teile des neuzeitlichen jüdischen Trier an. Nach dem Abendgebet stand freundlicherweise Daniel Botmann vom Vorstand der Jüdischen Kultusgemeinde Trier noch bereitwillig und ausführlich für Fragen der Teilnehmer zur Verfügung; er hatte zuvor den Gottesdienst als Vorsänger geleitet. Zur Vorbereitung der Gottesdienstteilnahme führte René Richtscheid bereits in der Woche zuvor die Teilnehmer in die Bedeutung des Sabbats ein sowie in den Aufbau des Sabbatgottesdienstes und speziell des Freitagabendgebetes.



*Die Besuchergruppe am Eingang der Trierer Synagoge.*



# Jüdisches Leben im zeitgenössischen Film

Nicht nur in Israel und den USA, auch in West- und Osteuropa gibt es nach Jahrzehnten eines ‚Schattendaseins‘ inzwischen wieder lebendiges jüdisches Leben. In jüngster Zeit findet es auch verstärkt Eingang in Literatur und Film. Diese Entwicklung nahm der Förderkreis des Emil-Frank-Instituts zum Anlass, von März bis Mai 2009 in Zusammenarbeit mit dem Kintim-Kino-Center Wittlich eine Filmreihe zu zeitgenössischem jüdischem Leben zu präsentieren.

„Der Tango der Rashevskis“ handelt von einer liberalen französischsprachigen jüdischen Familie, die sich nach dem Tod der Großmutter mit Religiosität konfrontiert sieht. Trotz ihrer lebenslangen antireligiösen Einstellung hatte die alte Dame ein Grab auf dem jüdischen Friedhof reserviert. Für die Rashevskis beginnt eine turbulente Zeit, in der sich alle Familienmitglieder ihrer jüdischen Identität vergewissern müssen. Denn auch Araber und Gois, verstoßene Großväter und dogmatische Töchter machen das Leben der Familie schwer. „Ein ebenso intelligenter wie anrührender Film, amüsant und traurig, messerscharf und zärtlich und so ausgesucht besetzt, dass das Zuschauen allein schon wegen der Gesichter Spaß macht“ (epd Film).

In „Alles ist erleuchtet“ mit Elija Wood, basierend auf dem gleichnamigen Bestseller von Jonathan Safran Foer, sammelt der amerikanische Jude Jonathan mit ganzer Seele Familienerinnerungen. Als seine Großmutter stirbt, findet er ein Foto von seinem Großvater, das auf der Rückseite den Vermerk „Trachimbrod 1940“ trägt. Er beschließt, sich auf die Reise in die Ukraine zu machen, um das



Dorf Trachimbrod zu suchen und bucht eine Reise bei „Jewish Heritage Tours“. Dieses Unternehmen besteht aus einem angeblich blinden Großvater, der aber trotzdem sehr gut Auto fährt, und seinem Enkel Alex nebst Hund. Unter diesen Voraussetzungen beginnt eine Suche, die sich noch zusätzlich schwierig gestaltet, da der Ort während des Zweiten Weltkrieges niedergebrannt wurde. Ein liebenswertes Roadmovie der anderen Art, bei dem es um Vergangenheit, Identität und kulturelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten geht.

Um die Aufarbeitung der Shoah im Israel nach der Staatsgründung dreht es sich in „Ein Leben für ein Leben – Adam Resurrected“. Ort der Handlung ist eine psychiatrische Einrichtung in der Wüste Negev, in der Holocaustüberlebende mit ihren Traumata behandelt werden. Im Mittelpunkt steht dabei ein ehemaliger Berliner Cabaretstar, hervorragend in Szene gesetzt von Jeff Goldblum, der im Konzentrationslager zur Belustigung der SS-Wachmannschaften als Hund gehalten wurde. Bei dem Film handelt es sich um die erste israelisch-deutsche Koproduktion zu der Thematik.

Auch der letzte Film in der Reihe, „Der Vorleser“, nach der Vorlage des gleichnamigen Buches von Bernhard Schlink, setzt sich mit der Shoah auseinander. Mit diesem schauspielerisch ausgezeichneten, aber inhaltlich umstrittenen Film sollte ein breites Publikum angesprochen und dadurch für andere Filme interessiert werden. Im Mittelpunkt der Handlung steht die folgenreiche Beziehung zwischen der erwachsenen Analphabetin Hanna Schmitz, die als KZ-Aufseherin u.a. an der Ermordung von 300 Jüdinnen beteiligt war, und ihrem minderjährigen Liebhaber Michael Berg. Der Charakter der Hanna Schmitz ist ambivalent angelegt, wodurch beim Zuschauer Sympathie geweckt und Mitleid mit der Täterin angeregt werden soll. So wird Hanna Schmitz im Film während einer Gerichtsszene als naiv und „schuldlos schuldig“ dargestellt. Kritiker werfen dem Film und dem zugrunde liegenden Buch deswegen geschichtsrevisionistische Tendenzen vor. Um diese und andere Kontroversen zu diskutieren, waren die Zuschauer nach den Vorstellungen jeweils in das Emil-Frank-Institut eingeladen. Ein speziell vorbereiteter Büchertisch bot zudem Gelegenheit zur

vertieften Auseinandersetzung mit den in den Filmen zur Sprache gekommenen Themen.

Die Filmreihe soll in Zusammenarbeit mit der Katholischen Erwachsenenbildung im Dekanat Wittlich weitergeführt werden. Als nächste Termine sind der 15. März und der 24. Mai 2011 vorgesehen. Ein Hinweis: Viele weitere Filme sind übrigens in der Mediathek des Emil-Frank-Instituts vorhanden.





# Kein Frieden im Nahen Osten?

Der Nahostkonflikt: Ursachen,  
Geschichte, Akteure  
Von Marcus Alebrand

„Ausgewogen und fair gegenüber allen Seiten“ sei das vom Emil-Frank-Institut im Frühjahr 2009 veranstaltete Seminar „Kein Frieden im Nahen Osten? Der Nahostkonflikt: Ursachen, Geschichte, Akteure“ gewesen, befanden abschließend die Teilnehmer. Das Seminar war als Einstieg für Interessierte ohne Vorkenntnisse über die Zusammenhänge im Nahen Osten gedacht und wurde auch von gut informierten Bürgern besucht, die ihr Wissen vertiefen wollten. So fanden rege Diskussionen statt, die trotz unterschiedlicher Ansichten der Beteiligten für alle fruchtbar waren.

Das Seminar unter Leitung von Marcus Alebrand, Dipl. päd., fand unter Berücksichtigung der Komplexität des Themas und des Diskussionsbedarfs der Teilnehmenden in fünf Sitzungen statt. Ausgiebig wurde von einigen Teilnehmenden der in der Bibliothek des Emil-Frank-Instituts eingerichtete Literaturapparat zum Thema genutzt, um sich auf die Sitzungen eigens vorzubereiten.

Inhaltlich orientierten sich die Veranstaltungen an einer historischen Linie, um eine vorschnelle Beurteilung des Nahostkonflikts aufgrund der verfahrenen Situation in der Gegenwart zu vermeiden. So wurde weitgehend die Schärfe aus der Diskussion genommen, wie sie infolge des Gazakrieges und der umstrittenen Regierungsbildung in Israel in der deutschen Blogosphäre vorherrschte, aber gele-

gentlich sogar in Qualitätsmedien auftritt.

Zu Anfang setzten sich die Seminarteilnehmer mit der politischen Situation in der Region vor der Konstituierung Israels als unabhängiger Staat im Jahr 1948 auseinander. Dabei stand die Betrachtung der Zeit der osmanischen Herrschaft im 19. Jahrhundert bis zu dem britischen Mandat in der Zwischenkriegszeit im Mittelpunkt. Bereits damals, als die Vision eines jüdischen Staates von jüdischen Denkern wie Moses Hess, Leo Pinsker und Theodor Herzl entwickelt wurde, waren religiöse Spannungen, nationalistische Ideologien und teilweise gewaltsam ausgetragene Konflikte zwischen den Volksgruppen an der Tagesordnung. Allerdings lässt sich anhand der Vergangenheit auch zeigen, dass sich keineswegs zwei homogene Gruppen mit unvereinbaren Interessen und Zielsetzungen gegenüberstanden, sondern vielfältige Formen der Koexistenz bis hin zur Zusammenarbeit möglich waren.

Im weiteren Verlauf des Seminars beschäftigten sich die Teilnehmer nicht nur mit den politischen Rahmenbedingungen, die zur Staatsgründung führten, sondern warfen auch einen Blick auf die Entstehungsbedingungen, Folgen und Hintergründe der zahlreichen Kriege um die junge Nation. Als Ergänzung zum vorhandenen Vorwissen wurden Interpretationen der Kriegsgeschichte von Intellektuellen unterschiedlicher politischer Ausrichtung und religiöser Zugehörigkeit vorgestellt, um auf verschiedene Perspektiven in der Wahrnehmung Israels aufmerksam zu machen. Die Positionen der Verteidiger Israels gegen seine Kritiker wurden dargelegt, aber auch die Stimmen jener, die trotz grundsätzlicher Loyalität zum Staat Israel scharf mit seiner Politik ins Gericht gehen, kamen zu Wort.

Auf diese Weise konnte der Blick der Seminarteilnehmer für die unterschiedliche Deutung des Konflikts innerhalb Israels, innerhalb der jüdischen

Gemeinden und innerhalb der westlichen Wertegemeinschaft geschärft werden. Israel ist kein monolithischer Block, sondern wie jede moderne Demokratie eine Nation, deren Politik dem Einfluss unterschiedlicher Gruppen, wie z.B. Linkszionisten, Rechtszionisten, Friedensbewegten, Orthodoxen, nationalreligiösen Siedlern, ..., Rechnung tragen muss. Im Seminar konnte angeschnitten werden, welche dieser Gruppierungen eine Lösung des Nahostkonflikts erschweren und welche zu Fortschritten auf dem Weg zum Frieden beitragen können.

Doch nicht nur unterschiedliche Strömungen in Israel konnten anhand der Kriegsgeschichte gegenübergestellt werden, sondern auch die sehr unterschiedlichen Motivationen, Zielsetzungen und Methoden der verschiedenen Gegner Israels. So verliefen die ersten Kriege Israels nach gängigem Vorbild in der Kriegsführung weitgehend als „reguläre“ Schlachten zwischen staatlichen Armeen. Bei den Angriffen handelte es sich um Staaten, für die panarabische Hoffnungen auf ein einheitliches Arabien unter ägyptischer Führung ebenso eine Rolle spielten, wie die Erwartung von territorialem Gewinn (z.B. bei Jordanien). Davon unterschied sich beispielsweise die nichtstaatliche Fatah unter Arafat, die vorrangig das Ziel hatte, eine palästinensische Nation zu schaffen und in den 1970er und 80er Jahren mit „irregulären“ terroristischen Methoden kämpfte, die ein typisches Merkmal asymmetrischer Kriegsführung sind.

Sowohl mit den meisten arabischen Staaten als auch mit der Fatah konnte Israel aufgrund einer Mäßigung der offiziellen Positionen in Verhandlungen treten. Die Darstellung der konfliktreichen Geschichte Israels im Seminar endete mit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts, in denen der Osloer Friedensprozess scheiterte. So blieb noch Raum für eine Diskussion der Seminarteilnehmer über das nicht unproblematische Verhältnis zwischen Deutschland und Israel.

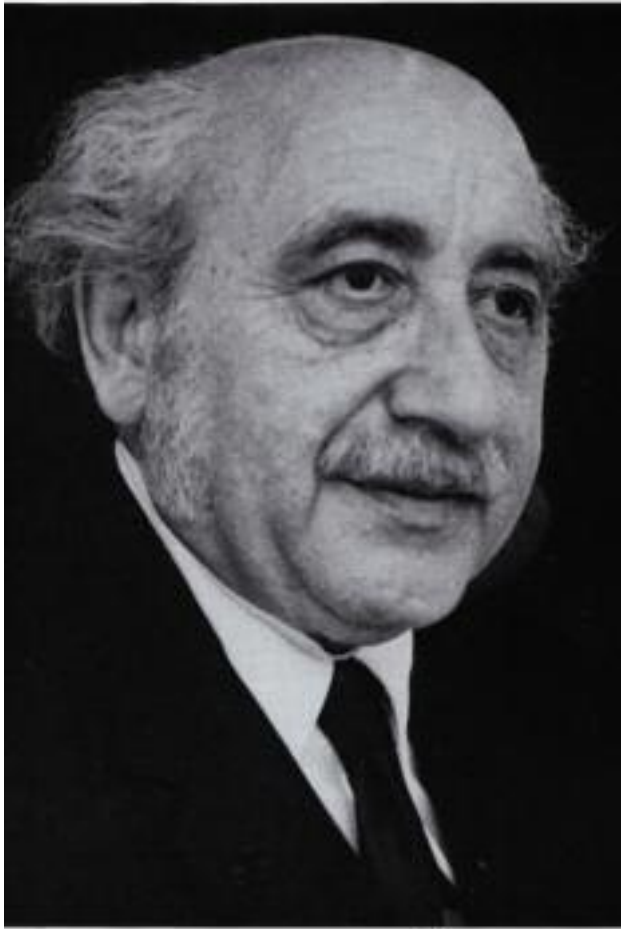
## Erinnerungen an Schalom Ben-Chorin

Anlässlich des 10. Todestages von Schalom Ben-Chorin, einem herausragenden Vertreter des christlich-jüdischen Dialogs, veranstaltete das Emil-Frank-Institut im Herbst 2009 in Kooperation mit der Trierer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Trier eine mediengestützte Vortragsreihe.

Diese begann mit dem Filmvortrag „Prophet in Jerusalem“. Der israelische Regisseur Emanuel Rund, ein Schüler von Ben-Chorin, stellte einzelne Szenen vor, die er am 85. Geburtstag des Religionswissenschaftlers in dessen Haus gedreht hatte. In lebendigem Vortrag bereicherte er die gezeigten Filmausschnitte durch autobiographische Erinnerungen. Im Anschluss gab es Gelegenheit für Nachfragen und zur Diskussion zwischen Regisseur und Zuschauern.

Prof. Dr. Reinhold Bohlen und Dr. Karl Adolf Bauer, Pfarrer im Ruhestand und evangelischer Vorsitzender der Trierer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, luden zu einem gemeinsamen Vortrag über „Schalom Ben-Chorin und Trier“ ein, um an die besondere Beziehung des Gelehrten zur Moselmetropole und dem hier ansässigen Paulinus-Verlag zu erinnern: In den Jahren 1967-1975 brachte dieser Verlag insgesamt sechs Titel von Ben-Chorin auf den Markt. Die Referenten stellten Passagen aus seinen Werken sowie teilweise neu entdeckte Dokumente vor, die von dem vielfachen Wirken des 1913 in München unter dem Namen Fritz Rosenthal geborenen Religionswissenschaftlers in der Stadt und im Bistum Trier zeugen.





Den Abschluss bildete eine kommentierte Lesung von Dr. Marie-Luise Bott, Humboldt Universität Berlin, zu dem Thema „Amos Oz und das Jerusalem des Schalom Ben-Chorin: eine Geschichte von Liebe und Finsternis“. Die Literaturwissenschaftlerin führte in das Buch von Amos Oz ein und bot Passagen dar, die einen lebendigen Eindruck von dem Jerusalem vermitteln, in das Schalom Ben-Chorin nach seiner Flucht aus Deutschland gekommen war.

A handwritten signature in cursive script, reading "Shalom Ben-Chorin". The signature is written in dark ink on a white background.

# Begegnungen mit jüdischen Gruppen

Erfreulicherweise sind regelmäßig jüdische Gruppen zu Gast im Emil-Frank-Institut, im Juni 2009 und im Mai 2010 beispielsweise ungarische Holocaustüberlebende. Sie hielten sich jeweils auf Einladung des Maximilian-Kolbe-Werkes im Bistum Trier auf und verbrachten auch einen Tag in Wittlich. Neben der Information über die jüdische Geschichte der Stadt wurden dabei auch die Parallelen und Unterschiede zu osteuropäischem jüdischen Leben diskutiert. Auf besonderes Interesse stießen natürlich die neuesten Erkenntnisse zu dem auch in der Ausstellung präsentierten Fund von venezianischen und ungarischen Münzen, die auf mögliche wirtschaftliche Kontakte von Wittlicher Juden an die Adria und die Donau schon im 14. Jahrhundert verweisen. Umgekehrt schilderten die Besucher eindringlich die immer bedrohlicher werdende Situation für Juden und andere Minderheiten in Ungarn vor dem Hintergrund der Wirtschaftskrise, insbesondere nach den Parlamentswahlen im April 2010.

Im Juni 2009 unternahm die christlich-jüdische Gesellschaft Koblenz einen Ausflug in die Stadt Wittlich, um die Synagoge und das Meistermann-Museum zu besichtigen. Teilnehmer waren überwiegend aus Osteuropa stammende Juden. Nach Führungen in der Synagoge, der Stadt, im Meistermann-Museum und in der Markuskirche kam es zu einer christlich-jüdischen Begegnung, als die Reisegruppe von der Frauengemeinschaft der Pfarrei St. Markus zum Essen eingeladen wurden.

Im Rahmen eines Seminars des „Central Europe Center“ besuchte im Juli 2009 auch Edward Serotta, der Direktor des Centers, mit einer Gruppe jüdischer

Religionslehrer Wittlich. Neben einem Vortrag und einer Führung zur jüdischen Geschichte in Wittlich nutzten die Teilnehmer aus Österreich, Ungarn, Tschechien, Polen, Deutschland, Israel und den Vereinigten Staaten die Gelegenheit, in den Räumen der gut ausgestatteten Institutsbibliothek eine Tagungseinheit abzuhalten.

Neben vielen weiteren fanden auch eine Gruppe von Touristen aus Tel Aviv sowie Mitglieder der Jüdischen Gemeinden Köln und Düsseldorf im Rahmen von Exkursionen unter der Leitung von Ekatarina Roudnitskaia-Clemens Zeit, die ehemalige Synagoge in Wittlich zu besichtigen und sich über die kulturhistorische Bedeutung des Landjudentums im Raum Mosel-Eifel-Hunsrück zu informieren.

Die Ausstellung „100 Jahre Synagoge Wittlich“ bot zahlreichen jüdischen Besuchern eine hervorragende Möglichkeit, sich über das Gebäude und seine Hintergründe zu informieren. In Zusammenarbeit



*Ungarische Holocaustüberlebende vor den Wittlicher Deportationshäusern.*





*Tagungseinheit in der Institutsbibliothek.*

mit der Jüdischen Kultusgemeinde Trier konnten so gleich zweimal Fahrten für erwachsene und jugendliche Gemeindemitglieder nach Wittlich ange-

boten werden. Unter den vielen jüdischen Einzelbesuchern der Ausstellung waren Nachfahren von Wittlicher Juden ebenso vertreten wie jüdische Forscher aus Deutschland, Frankreich, Italien, sogar Malta und Israel.

Unabhängig von der Ausstellung gab und gibt es weiterhin vielfältige Kontakte mit Nachfahren Wittlicher Juden. Besondere Erwähnung verdient der Besuch von Farley und Evan Kaufmann mit ihren Familien. Sie sind Nachkommen des aus Wittlich stammenden KZ-Überlebenden Kurt Kaufmann. Nach einem Besuch von dessen Geburtshaus und in der ehemaligen Synagoge überließen sie dem Emil-Frank-Institut dankenswerterweise die Videoaufzeichnung eines mehrstündigen Interviews, in dem Kurt Kaufmann u.a. über die Rettung einer Torarolle im Zusammenhang mit dem Novemberpogrom 1938 berichtet. Ein Ausschnitt des Interviews ist mittlerweile – mit deutschem Untertitel versehen – an der Medienstation in der Synagoge abrufbar.

## Führungen:

Für Studentengruppen, Schulklassen, kirchliche und jüdische Gruppen, Vereine etc. bietet das Emil-Frank-Institut ganzjährig kostenlose – und bei rechtzeitiger Anmeldung individuell zugeschnittene – Führungen zum jüdischen Leben in Wittlich und Umgebung an. Je nach Interesse der Teilnehmer stehen dabei religiöse, historische oder kunstgeschichtliche Aspekte im Mittelpunkt.

# Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts

– Ständige und Projektmitarbeiter –



**Prof. Dr. Reinhold Bohlen**  
Direktor des Emil-Frank-Instituts  
und Ordinarius für Biblische  
Einleitung und Biblische  
Hilfswissenschaften an der  
Theologischen Fakultät Trier



**René Richtscheid, M.A.**  
Geschäftsführer des Emil-Frank-  
Instituts und zugleich wissenschaft-  
lich-pädagogischer Mitarbeiter



**Marcus Alebrand, Dipl. Päd**  
Pädagogischer Mitarbeiter  
von 2008 bis 2010



**Mathias Krohs**  
Technischer Mitarbeiter



**Werner Thiel, Dipl. Theol.**  
Bibliotheksmitarbeiter

Einleitung

Regional

Dialog

Judentum

Israel

Anhang



# Aus unserem Archiv

1. März 2001: Dr. Christian Wulff, Fraktionsvorsitzender der CDU im niedersächsischen Landtag, besucht das Emil-Frank-Institut.



# Der Förderkreis

Nur eine breite Unterstützung durch möglichst viele Privatpersonen und Institutionen bietet eine gute Basis für die fruchtbare Arbeit des Instituts. Deshalb wurde am 9. November 1997 der gemeinnützige Förderkreis des Emil-Frank-Instituts e.V. gegründet.

## Ziele

- ideelle,
- materielle und
- finanzielle

Unterstützung des Emil-Frank-Instituts.

## Wir halten Kontakt

Als Mitglied des Förderkreises informieren wir Sie regelmäßig über die Arbeit und die Veranstaltungen des Instituts. Zudem erhalten Sie einen zehnprozentigen Nachlass auf die Schriften des Emil-Frank-Instituts. Mindestens einmal im Jahr findet eine Mitgliederversammlung statt.

## Mitgliedschaft

Mitglieder des Förderkreises können natürliche und juristische Personen wie Unternehmen, Organisationen und Institutionen werden. Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt 12,50 € bei Privatpersonen, 25 € bei Unternehmen und Körperschaften.



## Beitrittserklärung

Hiermit trete ich dem Förderkreis des Emil-Frank-Instituts e.V. Wittlich bei

Name:

Vorname:

Straße/Hausnummer

PLZ/Wohnort

Ich ermächtige den Förderkreis des Emil-Frank-Instituts e.V. bis auf Widerruf zum Einzug des Jahresmitgliedsbeitrages von Euro 12,50 (zzgl. einer Spende von Euro .....) und zwar erstmal für das Jahr ..... von meinem Konto

Kontonummer bei

BLZ

Ort, Datum

Unterschrift



Förderkreis des  
Emil-Frank-Instituts e.V.  
Dr. Karl-Heinz Musseleck  
Schlossstraße 10

D-54516 Wittlich